



Beilage zur Wochenzeitung
DasParlament

4. November 2002

Aus Politik und Zeitgeschichte

3 Oskar Negt *Essay*

Gewalt und Gesellschaft

6 Christoph Liell

**Gewalt in modernen Gesellschaften –
zwischen Ausblendung und Dramatisierung**

14 Joachim Kersten

Jugendgewalt und Gesellschaft

21 Götz Eisenberg

Die Innenseite der Globalisierung
Über die Ursachen von Wut und Hass

29 Michael Kunczik/Astrid Zipfel

Gewalttätig durch Medien?

38 Wolfgang Melzer/Frank Ehninger

**Veränderung der Schulkultur als Ansatz
schulischer Gewaltprävention**



Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Berliner Freiheit 7
53111 Bonn.

Redaktion:

Dr. Klaus W. Wippermann
(verantwortlich)
Dr. Katharina Belwe
Dr. Ludwig Watzal
Hans G. Bauer

Internet:

www.das-parlament.de
E-Mail: apuz@bpb.de

Die Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung **DasParlament**
Saar-Blies-Gewerbepark / In der Lach 8,
66271 Kleinblittersdorf-Hanweiler,
Telefon (0 68 05) 61 54 39,
Fax (0 68 05) 61 54 40,
E-Mail: parlament@sdv-saar.de,
nimmt entgegen:

● Nachforderungen der Beilage
Aus Politik und Zeitgeschichte

● Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung **DasParlament**
einschließlich Beilage zum Preis
von Euro 9,57 vierteljährlich,
Jahresvorzugspreis Euro 34,90
einschließlich Mehrwertsteuer;
Kündigung drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes;

● Bestellungen von Sammel-
mappen für die Beilage
zum Preis von Euro 3,58
zuzüglich Verpackungskosten,
Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen
in der Beilage

Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung
des Herausgebers dar;
sie dienen lediglich der
Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke
hergestellt werden.

ISSN 0479-611 X

Editorial

■ Gewalt wird in den modernen
Industriegesellschaften häufig nur
als Ausnahme und Fremdkörper
betrachtet. Dahinter verbirgt sich
der legitime Wunsch, Gesellschaft
gewaltfrei zu gestalten. Dieser ver-
stellt uns jedoch möglicherweise
den Blick dafür, dass Gewalt auf
nahezu allen gesellschaftlichen
Ebenen vorkommt. Der Wunsch
nach einer gewaltfreien Gesell-
schaft birgt zugleich die Gefahr,
Gewalt entweder gar nicht zu
erkennen oder überdimensioniert
wahrzunehmen.

■ Wer ausschließlich auf die
Gewaltverhältnisse jenseits des
westeuropäisch-amerikanischen
Kosmos blicke, der werde die
hiesigen Verhältnisse als im Grunde
gewaltfrei betrachten, so *Oskar
Negt*. Dass Gewalt gleichwohl
inhärenter Bestandteil unserer
Gesellschaft ist, zeigt der Autor in
seinem Essay. Den besten Nähr-
boden für innergesellschaftliche
Friedenssicherung sieht er in einem
auf ausgleichender Gerechtigkeit
beruhenden System gesellschaft-
licher Arbeit.

■ Mit dem Ziel, alternative Kon-
zepte zur Analyse von Gewalthan-
deln und Gewaltereignissen zu ent-
wickeln, unterzieht *Christoph Liell*
die verschiedenen Erscheinungsfor-
men und Interpretationen von
Gewalt in modernen Gesellschaf-
ten einer kritischen Würdigung.
Dem von ihm dabei
als fragwürdig verworfenen Des-
integrationsmodell hält der Autor
die Annahme entgegen, dass
Gewalt in den verschiedensten
gesellschaftlichen Zusammen-
hängen zu finden sei.

■ Das Anliegen von *Joachim
Kersten* besteht darin, kulturver-
gleichend auf die Jugendgewalt in
Deutschland zu blicken. Vor dem
Hintergrund einer Kritik an
bekannten Erklärungsmustern –
Orientierungslosigkeit, Desintegra-
tion, Machotum – entwirft er ein
neues Zuordnungsraster für

Jugendgewaltphänomene der
Gegenwart. Aus diesem sollen Eck-
punkte für einen angemesseneren
Umgang mit Problemen der
Jugendgewalt werden.

■ Für *Götz Eisenberg* liegt die
Erklärung für den Gewaltzuwachs
in unserer Gesellschaft in um sich
greifenden Desintegrationsprozes-
sen. Während das von *Liell* und
Kersten kritisierte Erklärungsmuster
der Desintegration eine weitge-
hende Integration unterstellt, geht
Eisenberg von einer sich mehr und
mehr auflösenden Gesellschaft
aus. Das Neuartige an den Krisen
der Gegenwart sei ihr immer wei-
tere Lebensbereiche umfassender
Charakter.

■ In Öffentlichkeit und Politik
gelten die Massenmedien als
mitverantwortlich für die Zunahme
von Gewalt in unserer Gesellschaft.
Die übermäßige Darstellung von
Gewalt in den elektronischen
Medien, so wird argumentiert,
(ver)führe Jugendliche zu realer
Gewalt. *Michael Kunczik* und
Astrid Zipfel wenden sich gegen
diese stark vereinfachende
Argumentation, die nicht durch
wissenschaftliche Forschungs-
befunde gedeckt sei. Sie plädieren
für medienpädagogische Maßnah-
men im sozialen Umfeld von Kin-
dern und Jugendlichen, insbeson-
dere in der Schule.

■ *Wolfgang Melzer* und *Frank
Ehninger* zeigen, dass es kaum
einen besseren Ort für Gewaltprä-
vention gibt als die Schule. Nach
ihren Ergebnissen besteht ein
„Zusammenspiel“ von Schulkultur
und aggressivem Verhalten der
SchülerInnen. Hieran anknüpfend
plädieren *Melzer* und *Ehninger* für
eine Verbesserung der Unterrichts-
und Schulqualität: zu messen etwa
an LehrerInnenprofessionalität,
dem Schul- und Klassenklima, den
bestehenden Partizipationsmög-
lichkeiten für SchülerInnen und
Eltern sowie dem außerunterricht-
lichen Schulleben.

Katharina Belwe



Oskar Negt

Gewalt und Gesellschaft

Der 11. September 2001 hat sich unserem Gedächtnis als eine Zäsur eingeprägt. Das Nachdenken über Gewalt mit ganz neuen Ansprüchen und Erwartungen wird durch die Terroranschläge unabdingbar. Das westliche Bündnissystem, in allen seinen institutionellen Regelungen an der Ortsfestigkeit und staatlichen Souveränität von Feindsystemen orientiert, findet sich plötzlich in der prekären Situation, mit der Erklärung des Verteidigungsfalles Suchtrupps ausschicken zu müssen, die den möglichen Feind aufstöbern. Die Clausewitz'sche Definition des Krieges als der Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln und als eine Art Handel zwischen Nationen beginnt sich zu zersetzen. Es ist wohl damit zu rechnen, dass wir es in Zukunft mit einer Privatisierung der Kriege zu tun haben werden. Der souveräne europäische Territorialstaat bildete sich seinerzeit in dem Maße heraus, wie er imstande war, das Gewaltmonopol gegenüber den religiösen Bürgerkriegsparteien an sich zu reißen. Hier spricht man lieber von legitimer Gewalt im Unterschied zu bloß physischer Gewaltanwendung.

Der gegenwärtige Streit um ein UN-Mandat für den Krieg gegen den Irak dreht sich um die Frage, was bloße Ausübung des Machtmonopols des Einzelstaates bedeutet oder was durch Zustimmungsbereitschaft der Völkergemeinschaft rechtliche und moralische Legitimation erhält. Aber die Gewaltproblematik der Gegenwart ist mit dieser Wirklichkeitsschicht kollektiven Handelns nicht ausgeschöpft. Hier geht es auch um die öffentliche Beratung und Gewichtung von Entscheidungsinstanzen. Wer den Fernseher anstellt, wird in spätestens fünf Minuten eine Gewaltszene präsentiert bekommen, wenn nicht in Nachrichtensendern, dann in Spielfilmen oder Dokumentationen. Gewalt scheint so maßgeblich unsere Alltagswahrnehmung zu bestimmen, dass es schwer fällt, die Grenzpfähle zu den gewaltfreien Zonen des Lebenszusammenhangs einigermaßen trennscharf zu setzen.

Ich habe von legitimer Gewalt einer durch freie Zustimmung entstandenen staatlichen Ordnung gesprochen. Hier ist noch der Legitimationsherd traditioneller Kriege zu lokalisieren. Aber die Staaten in der Gestalt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts beginnen abzusterben; so sickert allmählich das Gewaltmonopol in den gesellschaftlichen

Boden, und die Gewaltmittel werden im Marktgeschehen zu normalen Waren. So läßt sich Gewalt in privatisierter Kriegsgestalt mit archaischen Energien auf: allerdings auf hohem technologischen Niveau. Das betrifft nicht nur den islamischen Fundamentalismus, sondern zunehmend auch religiös angereicherte Feindschaftserklärungen des Westens. Wo die kolonialen Reißbrettstaaten zerfallen, stellen sich bindende Näheverhältnisse ohnehin nur noch durch Rückkehr zu den archaischen Stammesverbänden her.

Es ist gewiss ein trauriger Tatbestand: In der Zeit von 1945 bis Mitte der neunziger Jahre gab es weltweit 184 Kriege. Für 135 dieser Kriege existieren Opferzahlen; nach Regionen aufgeschlüsselt sind in Lateinamerika 396 000 Tote zu beklagen, in Europa 238 000, im Vorderen und Mittleren Orient 1,8 Millionen, in Asien 4,6 Millionen; der Kontinent mit den meisten Kriegstoten, nämlich 5,5 Millionen, ist das Afrika südlich der Sahara. Bemerkenswert an dieser Statistik ist nun, dass mehr als zwei Drittel dieser Kriege *innere Kriege* sind, also Bürgerkriege, Revolutionen, Konterrevolutionen, Stammesfehden usw. Das Kriegsgeschehen wird also seit 1945 vom Typus des *inneren Krieges* beherrscht.

Was bedeutet das für eine mögliche Antwort auf Fragen, die um das Gewaltthema kreisen? Ich halte strikte Kausalitätsketten, die Gewaltmotive mit Gewalthandlungen verknüpfen, für äußerst fragwürdig. Das kann jedoch nicht heißen, auf Bedingungsanalysen ganz zu verzichten und alles Einzelbeschreibungen zu überlassen. Auf welchen Schlachtfeldern die 5,5 Millionen Menschen in Afrika getötet wurden, in Hungerregionen, durch eine marodierende Soldateska, durch Stammesrassismus, das muss im Einzelnen beschrieben und erklärt werden; dass aber dieser gebeutelte Kontinent seit den siebziger und achtziger Jahren (und verschärft durch die Globalisierung) jetzt an einem Punkt angekommen ist, an dem er praktisch vom Welthandel abgekoppelt ist (vor zwölf Jahren betrug sein Anteil noch vier, jetzt nur noch 0,3 Prozent), das kann kein vernünftiger Mensch als zufällig abtun. Die postkolonialen ökonomischen Strukturen sind ruiniert, korrupte Klassen und Stämme haben sich die Bodenschätze angeeignet, haben die Anfänge demokratischer Ordnungen ausgehöhlt und damit diesen Kontinent lebens-

unfähig gemacht. Auch die Naturkatastrophen passen in dieses Bild ruiniertes Produktions- und Arbeitsstrukturen. Wo Gesellschaftsordnungen auseinander brechen, bevor sie sich richtig entwickeln konnten, liegt *Gewalt als Ausweg* gleichsam in der Luft; es entsteht eine Gewaltatmosphäre, in der nach friedlichen Kompromisslösungen bei Konflikten gar nicht erst gesucht wird.

Ich sehe darin ein allgemeines Problem der Beziehung zwischen Gewalt und Gesellschaft, keineswegs beschränkt auf rückständige und unterentwickelte Regionen. Wer ausschließlich auf die Gewaltverhältnisse jenseits des westeuropäisch-amerikanischen Kosmos blickt, der wird die hiesigen Verhältnisse als im Grunde gewaltfrei betrachten und das Gewaltproblem ganz vom Zentrum in die gesellschaftliche Peripherie drängen. Das würde jedoch die westeuropäische Geschichte nicht nur verfälschen, sondern auch die gesellschaftlichen Gesteinsverschiebungen außer Betracht lassen, die nach Art eines Quantensprungs plötzlich zum Umkippen einer Sozialordnung führen können. Es ist gerade ein halbes Jahrhundert her, dass wir im hochzivilisierten Westen über 50 Millionen Tote zu beklagen hatten; und es waren nicht die marodierenden Horden der SA und SS, welche die nationalsozialistische Gewaltgesellschaft am Leben hielten, sondern es war das wohlgeordnete System aus Militär, Polizei, Bürokratie, Lehrern, Hochschullehrern usw., die alle *ihren* Teil der Gewalt zu diesem System beitrugen.

So ist in unserer Gesellschaft die Gewaltfrage neu zu stellen. Christa Wolf bezeichnet in ihrer Kassandra-Erzählung präzise die Fragerichtung: „Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg. Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen. In Stein, in Ton eingraben, überliefern. Was stünde da? Da stünde unter anderen Sätzen: Lasst euch nicht von den Eigenen täuschen.“ Wo beginnt also der Vorkrieg? Wo liegen die Wurzeln dafür, dass schließlich Gewalt als Ausweg aus Krisen erwogen und am Ende sogar Entscheidungen für einen richtigen Krieg getroffen werden?

Mit einiger Sicherheit kann ich sagen, dass ein auf ausgleichender Gerechtigkeit beruhendes System gesellschaftlicher Arbeit, in dem die Balance von Lohn und Leistung bewahrt wird, ein guter Nährboden für *innergesellschaftliche Friedenssicherung* ist. Wenn in einer Gesellschaft dagegen ein sozialdarwinistischer Überlebenskampf geführt wird, in dem es nur Verlierer oder Gewinner gibt, entsteht ein gesellschaftliches Grundklima existenzieller Angst. Enge, das Gefühl der Beklemmung und der Ausweglosigkeit, ist ein Gewalt auslösender Faktor. Und es ist gleichzeitig Beziehungskälte, die

Menschen die Alltagsenergien nimmt, weil sie ihre Solidarleistungen einfriert oder auf Katastrophenreaktionen ablenkt. Schließlich sind Gewalt fördernde Elemente darin zu sehen, dass die soziale Erosion der gemeinschaftlichen Bindekräfte fortschreitet. Wo Gesellschaft als Ganzes, das der Pflege und der sorgsam Beachtung bedarf, aus dem Orientierungsfeld verschwindet und nur noch die Summe von Einzelindividuen übrig bleibt, zersetzen sich allmählich auch die Gemeinschaft bildenden Tugenden. Was ich für das Gemeinwesen, für eine „Ökonomie des ganzen Hauses“ einsetzen könnte, wird als eine Art Fremdanspruch betrachtet. Ich gebe etwas ab, aber nicht in dem Sinne, dass es *meine eigene Gesellschaft* ist, zu der ich etwas beitragen will.

In der 68er-Bewegung ist viel Gedankenarbeit auf die Grenzmarkierungen von Gewalt verwendet worden. Es ging darum, die existierenden Gewaltformen in ihrer Reichweite zu erfassen; da tauchen Definitionen auf, die allerdings immer auch Rechtfertigungs- und Widerlegungsempfehlungen enthalten: Gewalt gegen Sachen, Gewalt gegen Personen, sublimale und manifeste Gewalt, strukturelle Gewalt, staatliches Gewaltmonopol usw. Diese Differenzierungen haben ihren guten Sinn; weil sie auch ermöglichen, Täter- und Opferperspektiven auseinanderhalten: Denn nicht selten ist die Vertiefung in die Psychologie des Täters, der ohnehin größere Aufmerksamkeit erfährt, mit Verständnisbereitschaft verknüpft, während das Opfer eher Mitleidsaffekte bewirkt, weil Wehrlosigkeit in dieser Gesellschaft in der Bewertungsskala weit unten rangiert.

Ich nehme dieses Wechselverhältnis zwischen Täter und Opfer auf, um es auf ein scheinbar völlig gewaltfrei-zivilisatorisches Beziehungsverhältnis anzuwenden: auf die Alltagserfahrungen von Arbeit, Arbeitslosigkeit und jene vielfältigen Tätigkeitsformen, von der die Gesellschaft lebt, die aber unterhalb der Ebene der Erwerbsarbeit liegen. Um es ohne Umschweife und in aller Härte zu sagen: Ich bin der Überzeugung, dass Arbeitslosigkeit ein Gewaltakt ist, ein Anschlag auf die körperliche und seelisch-geistige Integrität der betroffenen Menschen. Sie ist Raub und Enteignung der Fähigkeiten und Eigenschaften, die innerhalb der Familie, der Schule und der Lehre in einem aufwändigen und mühsamen Bildungsprozess erworben wurden und die jetzt in Gefahr sind, abzustorben und schwere Persönlichkeitsstörungen hervorzurufen. Einer, der sich im Milieu der Zukurzgekommenen und Ausgestoßenen gut auskannte, nämlich Heinrich Zille, hat gesagt: Man kann einen Menschen mit einer Axt genauso töten wie mit einer Wohnung. Wenn Arbeitslosigkeit ein Gewaltakt ist, dann müsste eigentlich in den

Medien, in denen Gewalt einen sehr hohen Nachrichtenwert besitzt, Arbeitslosigkeit unter den Gewaltnachrichten zu finden sein. Dass dies nicht der Fall ist, muss etwas zu tun haben mit Formen der Selbstverschleierung der Wirklichkeit; irgendwie gilt doch das öffentliche Eingeständnis von Gewalt in dieser Gesellschaft als eine Form des Legitimationsverlustes, der möglichst überdeckt werden muss.

Gehen wir davon aus, dass jedenfalls von der Opferseite Arbeitslosigkeit als ein Gewaltakt wahrgenommen wird: Um welche Form der Gewalt handelt es sich dabei? Ist es sublimale Gewalt oder strukturelle Gewalt? Der Arbeitslose, der seinen Job verloren hat, ist zweifellos Opfer. Aber wer ist der Täter? Sind es die Gesetze der Globalisierung, ist es die Aktienbilanz oder der vorausseilende Gehorsam gegenüber einer betriebswirtschaftlichen Kalkulation, die größeres Übel vermeiden soll?

Wir befinden uns inmitten einer epochalen gesellschaftlichen Umbruchsituation; alte Wertvorstellungen und Gesellschaftsbilder haben ihre Gültigkeit verloren, neue sind noch nicht da, werden aber intensiv gesucht; wir befinden uns also in einer kulturellen Situation intensiver Suchbewegungen. Der Soziologe Emile Durkheim hat für solche gesellschaftlichen Umbruchsituationen den Begriff des *moralischen Vakuums* geprägt. Dieser trifft nicht alles, womit wir es heute zu tun haben. Er bezeichnet aber eine Dimension, die wir einbeziehen müssen, wenn wir das Verhältnis von Gewalt und Gesellschaft betrachten. Es ist die Subjektseite der Verhältnisse, die Frage danach, wie sich die Menschen in ihrem Gemeinwesen orientieren, welche Bindungen und Verpflichtungen sie einzugehen bereit sind.

Wie der „Vorkrieg“ beginnt auch die Gewaltprävention (um diesen technischen Ausdruck für die Minderung der Gewaltbereitschaft hier zu benutzen) in den Alltagsverhältnissen. Wie ist der Boden zu bearbeiten, auf dem sich gewaltbereite Einstellungen und Denkweisen herausbilden? Gesetze und Verbotsvorschriften gehören sicherlich dazu; aber sie reichen nicht aus. Gewaltprävention bedeutet ja die Förderung von grundlegenden Charaktereigenschaften, die es dem Menschen ermöglichen, sich urteilsfähig und angstfrei in der Gesellschaft zu bewegen. Wenn also heute der flexible Mensch als Ideal gefeiert wird, dann ist viel Kraft auf die Gegentendenzen zu richten, auf Verwurzelung und Bindungsfähigkeit. Der mündige, innengeleitete Mensch ist weniger gewaltanfällig als der leistungsbewusste Mitläufer, der allseits verfügbare Mensch.

Wo die Selbstwertgefühle der Menschen bestärkt werden, ohne dass sie mit der Entwertung des Anderen einhergehen, ist zu erwarten, dass die Suche nach Anerkennung nicht über Gewalt verläuft. Insofern gibt es Regeln, an denen sich Gewaltprävention orientieren kann; die Erweiterung des Lebenszuschnitts der Menschen, die Herstellung von Kommunikationsfähigkeit, die Schaffung von Bedingungen, unter denen Arbeit auch Selbstverwirklichung sein kann; das sind Bauelemente für eine Gesellschaft, in der Gewaltbereitschaft in engen Grenzen gehalten werden kann. Wenn ich der Arbeit einen hohen Stellenwert im Kampf um Anerkennung und in der Befestigung von Selbstwertgefühlen gebe, dann ist es gleichzeitig nötig, eine Wirklichkeitsschicht hervorzuheben, die in diesem marktvermittelten System der Erwerbsarbeit und der konkurrierenden Leistungsbesessenheit in der Warenproduktion häufig unterschlagen wird. Ich meine jene Tätigkeitsbereiche, von denen Lebensfähigkeit und Friedenszustand jeder Gesellschaft abhängen, obwohl es dafür keine Erwerbsarbeitsplätze gibt. Man kann hier von *Beziehungsarbeit* sprechen; sie bezeichnet den pfleglichen Umgang mit der Natur und mit den Menschen. Diese Form der Arbeit, die sich auf die Bildung einer autonomiefähigen Persönlichkeit richtet, kann nur gelingen, wenn wir das Problem des sozialen Zusammenhalts der Gesellschaft wieder in den Vordergrund rücken und die Menschen als gesellschaftliche Lebewesen begreifen. Nur dadurch bekäme Verantwortungsbereitschaft für das Gemeinwesen wieder Überzeugungskraft.

Ich habe betont, dass Gewalt Produkt von Lebensenge und Angst ist. Das ist nicht in einem beschränkt materiellen Sinne zu verstehen; die Verarmung der Bildungsverhältnisse gehört ebenso dazu wie die Verarmung des emotionalen Haushalts von Menschen. Die Todesschützen von Erfurt und Littleton kamen aus Mittelschichtfamilien; weder in den Familien noch in der Umgebung wusste man, was in ihnen vorgeht, wie es in ihrem Inneren aussieht. Die „Einbeziehung des Anderen“, die sinnverstehende, vielleicht zeitaufwendige Deutung seiner Gefühle und seiner Handlungen, scheinen ein wesentliches Element der Aufhebung jener sozialen Kälte zu sein, die für Gewaltanwendungen in der Gesamtgesellschaft wie im einzelnen Individuum charakteristisch ist. Selbst wenn wir das Gewaltpotenzial, das in jedem Menschen schlummert, nicht im Einzelnen entziffern können, sind doch kollektive Leistungen notwendig, die gesellschaftlichen Zustände friedensfähiger zu machen.

Gewalt in modernen Gesellschaften – zwischen Ausblendung und Dramatisierung

Gewalt in modernen Gesellschaften ist ein paradoxes Phänomen: Einerseits gelten solche Gemeinwesen ihrem Selbstverständnis nach als zivilisiert, als zumindest nach innen gewaltfrei und befriedet. Gerade dies wird als Unterschied zu vormodernen oder nichtmodernen Gesellschaften angesehen. Andererseits werden immer wieder Horrorszenarien einer allgegenwärtigen Gewalt entwickelt. Ein „Krieg in den Städten“ oder „Zeitbomben in den Vorstädten“ drohten die moderne Gesellschaft in ihrem Inneren zu zerstören. Jugendgewalt, rechte Gewalt, Gewalt in den Medien, Gewalt in der Schule, Gewalt in der Familie, Bandengewalt – alles verdichtet sich zu einem düsteren Bild des Zerfalls der Gesellschaft. Nicht nur die öffentliche und politische Diskussion um Gewalt ist durch diese Spannung zwischen Ausblendung einerseits und Dramatisierung andererseits geprägt. Auch sozialwissenschaftliche Analysen zu Gewalt bewegen sich zwischen diesen beiden Polen und liefern entsprechende Erklärungen, Umfrageergebnisse und Statistiken.

Beiden Haltungen – Ausblendung und Dramatisierung – ist gemeinsam, dass Gewalt als Fremdkörper, als Defizit und als Synonym für Bedrohung, Zerfall und Auflösung der Gesellschaft betrachtet wird: Entweder bricht Gewalt als Barbarei von außen in die Gesellschaft herein, oder sie löst – als Pathologie der modernen Gesellschaft – diese von innen, aus ihrer Mitte heraus auf. Eine solche Defizitperspektive bietet keinen geeigneten Ausgangspunkt, um das Phänomen „Gewalt“, seine Ursachen und Hintergründe, Abläufe und Prozesse, Effekte und Folgen angemessen analysieren zu können.

Auf der gesellschaftstheoretischen Ebene führt die einseitige Verbindung von Gewalt mit Desintegration – d. h. dem Auseinanderbrechen und Zerfall sozialer Ordnung – dazu, dass die integrierenden, ordnungsstiftenden und -stabilisierenden Wirkungen von Gewalt nicht in den Blick geraten. Gerade darin dürfte aber ein Grund für die Attraktivität und Dauerhaftigkeit von Gewalthandeln liegen. Diese Defizitperspektive auf Gewalt führt in der Tendenz dazu, alle möglichen Phänomene, die als Übel der Gesellschaft erscheinen (Leistungsdruck, Individualismus, Pluralisierung von Werten, Rückzug aus Institutionen etc.) zur unscharfen und

vagen Diagnose einer „desintegrierten Gesellschaft“ zu verdichten und diese als Ursache für Gewalt auszugeben. Kulturpessimistisch zugespitzt, erscheinen alle produktiven Auswege, Lösungen und Bearbeitungen von Gewaltereignissen geradezu aussichtslos.

Auf der handlungstheoretischen Ebene blendet eine defizitorientierte Gewaltanalyse das eigentliche Gewalthandeln, dessen durchaus unterschiedlichen Kontext, Verlauf und die Folgen aus. Individualistisch verengt, erscheinen die Akteure (vor allem die Täter) entweder einseitig als instrumentell orientiert, den eigenen Nutzen durchsetzend oder aber als Opfer anonymer allgemeingesellschaftlicher Wirkkräfte (Desintegration, Modernisierung, Globalisierung). Sowohl der meist kollektive Charakter von Gewaltereignissen als auch der häufig Ziel-Mittel-Kalkulationen entgrenzende, euphorisierende Charakter von Gewalthandeln und seine Eigendynamiken bleiben ausgeblendet. Zudem wird in den meisten Gewaltanalysen davon ausgegangen, dass Gewalt eine eindeutige, objektiv vorhandene und messbare Größe ist – als sei nicht gerade die Einstufung einer Handlung als Gewalt Gegenstand historischen und kulturellen Wandels und vor allem sozialer und kultureller Auseinandersetzungen. Damit und in Verbindung mit den oft radikal kulturpessimistischen Gesellschaftsdiagnosen werden Gewaltanalysen selbst (teils gewollt, teils ungewollt) zum Spielball von Begriffsstrategien, Dramatisierungen, Stigmatisierungen und des Rufs nach „Recht und Ordnung“.

I. Gewaltbegriffe und Gewaltdefinitionen

Scheint Gewalt zwischen Ausblendung und Dramatisierung an Kontur zu verlieren, liegt es nahe, sich zunächst des Gegenstandes zu versichern. Was ist überhaupt „Gewalt“?

Die Betrachtung von Gewaltbegriffen führt zunächst zu einer unüberschaubaren Vielfalt, die nicht abschließend systematisierbar ist: physische, psychische, strukturelle, kulturelle, legitime, legale, offene, verdeckte, stille, soziale, politische

Gewalt, Gewalt gegen Personen, gegen Sachen sind nur einige Begriffe aus dieser Fülle. Friedhelm Neidhardt hat für den deutschsprachigen Raum einen Vorschlag zur Begriffssystematisierung gemacht. Danach liegt der Bedeutungskern von Gewalt in der „physische[n] Zwangseinwirkung von Personen mit physischen Folgen für Personen“¹. Davon ausgehend gibt es zahlreiche Begriffserweiterungen, wie z. B. Gewalt gegen Sachen oder strukturelle Gewalt. Die Ausweitung und Entgrenzung des Gewaltbegriffs kann, wie im Fall der strukturellen Gewalt, sehr weit gehen. Gewalt wird dabei definiert „als etwas Vermeidbares, das der menschlichen Selbstverwirklichung im Weg steht“², und gerät so zu einem beliebigen, ununterscheidbaren Phänomen, das alle Übel dieser Welt differenzlos erfassen soll.

Vor dem Hintergrund dieser ausufernden Begriffsverwendung von Gewalt plädieren Friedhelm Neidhardt und Heinrich Popitz für die Verwendung eines restriktiven, engen Gewaltbegriffs ganz im Sinne des o.g. Begriffskerns.³ Dabei stößt jedoch eine solche enge Gewaltdefinition immer wieder an ihre Grenzen, denn auch die Anbindung an die Körperlichkeit von Gewalt, an die Materialität von Schmerz und Verletzung, vermag die Einschreibung sozialen Handelns (eben auch Gewalthandelns) in sozial, kulturell und historisch verschiedene Kontexte nicht aufzuheben. Wie richtig dieser Hinweis auf die Körperlichkeit von Gewalt und das Festhalten an einem engen, restriktiven Gewaltbegriff auch ist, so wenig kann er die Unschärfe des Gewaltbegriffs definitiv aufheben. Welche Ereignisse jeweils als Gewalt thematisiert werden, hängt von deren sozialen, kulturellen und historischen Kontexten ab, dafür sensibilisieren sowohl historische als auch kulturanthropologische Studien.⁴

Ein aktuelles Phänomen, das die Grenzen einer abschließenden Definition aufzeigt, ist Gewalt in der Familie. Sowohl körperliche Züchtigung von Kindern als auch Vergewaltigung in der Ehe lassen sich unter einen restriktiven, physischen Gewaltbegriff subsumieren. Beides sind Praktiken mit einer langen Geschichte, und dennoch werden sie

erst in den vergangenen Jahrzehnten als Gewaltphänomene diskutiert, finden Opfer eine Sprache, um ihre Erfahrungen zu artikulieren, setzen politische Diskussionen und schließlich die strafrechtliche Sanktionierung ein. Offenbar bedarf es erst sozialer, kultureller und politischer Bewegungen, bis Gewalt in der Familie aus der Normalität autoritärer Familienstrukturen herausgeholt und zu einem *Gewalt*phänomen gemacht wird.

Wenn also die unterschiedslose Ausweitung des Gewaltbegriffes nicht attraktiv erscheint, dann bietet es sich an, einen auf physische Gewalt begrenzten Begriff zu verwenden. Zugleich muss aber klar bleiben, dass sich damit keine objektive Definition aus der „Natur der Sache“ heraus gewinnen lässt. Was jeweils Gewalt ist, bleibt von Kontexten abhängig und damit variabel.

II. Die gewaltfreie Moderne

Sowohl der Ausgangspunkt – eine sich als gewaltfrei verstehende Moderne, die sich immer mehr mit Gewalt konfrontiert sieht – als auch die Schwierigkeiten einer Definition von Gewalt legen es nahe, fundamental verschiedene Perspektiven auf Gewalt zu unterscheiden. Diese sind wesentlich durch spezifische historische Erfahrungen von Gewalt (zu nennen sind vor allem die religiösen Bürgerkriege im Europa des 17. Jahrhunderts, der Erste Weltkrieg und der nationalsozialistische Völkermord an den europäischen Juden) geprägt und stellen die Frage nach dem Verhältnis von Moderne und Gewalt jeweils neu.

Die einflussreichste Perspektive auf die Beziehung von Gewalt und Moderne ist sicherlich die aufklärerisch-liberale Auffassung: Gewalt ist das Außen der sozialen Ordnung, sie ist der Gegensatz zu moderner Gesellschaft, Staat, Recht und Vernunft. Schon bei Thomas Hobbes steht vor dem Hintergrund der historischen Erfahrungen der europäischen Religions- und Bürgerkriege des 17. Jahrhunderts Gewalt, ihre Vermeidung und die Befriedung der Gesellschaft im Mittelpunkt seiner gesellschaftstheoretischen Überlegungen. Das Thema Gewalt versus moderne Gesellschaft bleibt in der neuzeitlich-modernen Reflexion über Staat und Gesellschaft zentral und wird in der Aufklärung optimistisch gedeutet: Fortschreitende Industrialisierung und Demokratisierung führen zur Abnahme von Gewalt. Dieses Selbstverständnis bleibt – als Zivilisations- und Modernisierungstheorie neu formuliert – bis heute einflussreich: Zunehmende Modernisierung und Zivilisierung,

1 Friedhelm Neidhardt, Gewalt. Soziale Bedeutungen und wissenschaftliche Bestimmungen des Begriffs, in: BKA (Hrsg.), Was ist Gewalt?, Bd. 2, Wiesbaden 1986, S. 123.

2 Johan Galtung, Der besondere Beitrag der Friedensforschung zum Studium der Gewalt, in: Hans Saners/Kurt Röttgers (Hrsg.), Gewalt, Basel–Stuttgart 1978, S. 11.

3 Vgl. Heinrich Popitz, Phänomene der Macht, Tübingen 1992, S. 48, und Trutz v. Trotha (Hrsg.), Soziologie der Gewalt, Opladen 1997.

4 Vgl. z. B. Thomas Lindenberger/Alf Lüdtkke (Hrsg.), Physische Gewalt, Frankfurt/M. 1995, und Paul Hugger/Klaus Stadler (Hrsg.), Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart, Zürich 1995.

die Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols, die Verlängerung von Handlungsketten, wachsende soziale Differenzierung und zunehmende Affektkontrolle führen zu einem Rückgang an innergesellschaftlicher Gewalt.⁵

Aus dieser Perspektive liegt es nahe, in modernen Gesellschaften dennoch auftretende Gewalt bagatellierend auszublenken oder aber dramatisierend als Rückfall in die Barbarei zu deuten. Die Rede von der plötzlichen Heimsuchung, vom schicksalhaften Hereinbrechen von Gewalt, vom irren Täter, aber auch die Rede von erhöhter Gewalttätigkeit aufgrund kultureller Prägungen in einer nicht oder nicht vollständig modernisierten Gesellschaft sind Beispiele dafür, wie das Phänomen Gewalt außerhalb moderner Gesellschaften und ihrer sozialen Ordnung verortet wird. Da Gewalt kein Bestandteil von Modernität sein kann, bleibt es bei einer Betrachtung von Gewalt als Defizit, als Fremdkörper, der außerhalb der sozialen Ordnung steht.⁶

III. Sensibilisierung und Begriffsstrategien: Verunsicherungen der gewaltfreien Moderne

Das Selbstverständnis einer gewaltfreien Moderne erzeugt aus sich selbst heraus Verunsicherung und Destabilisierung, die zu immer neuen Dramatisierungen einer Zunahme von Gewalt führen. Dies geschieht auf zwei Ebenen:

Auf der ersten Ebene erfolgen langfristige Sensibilisierungsprozesse gegenüber Gewalt, die sich gerade aus der historischen Erfahrung des staatlichen Gewaltmonopols, seiner erfolgreichen Durchsetzung und seiner emphatischen Thematisierung im modernen Selbstverständnis ergeben. Denn es ist durchaus von einem kulturellen Wandel auszugehen, der als Gewöhnung an die Errundungen des Zivilisationsprozesses zu einer höheren Sensibilität gegenüber Gewalt führt.⁷ Auf

5 So zumindest eine Lesart von Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation*, Frankfurt/M. 1989.

6 Über die Schwierigkeiten sozialwissenschaftlicher Theorie, das Verhältnis von Modernität und Krieg vor diesem Hintergrund zu analysieren vgl. Hans Joas, *Krieg und Werte*, Weilerswist 2000.

7 „Die Bereitstellung von Sicherheitsnetzen in allen Bereichen des alltäglichen Lebens (Versicherungen gegen Krankheit, Arbeitslosigkeit, Lebensversicherungen etc.) führt zur Herausbildung neuer Sicherheitsbedürfnisse. Physische Sicherheit wird als Recht betrachtet; das Verlangen danach steigt, je mehr andere Zufälle des Lebens abgedeckt werden ... Durch die Entwicklung medizinischer Techniken (so etwa

dieser Ebene scheint gerade der Erfolg des Modernisierungs- und Zivilisationsprozesses für eine erhöhte Sensibilität gegenüber Gewalt und damit auch für die Wahrnehmung von immer mehr und immer neuer Gewalt in der Gesellschaft verantwortlich zu sein.

Auf einer zweiten Ebene verbindet sich die definitorische Unschärfe von Gewalt mit der stark negativen Konnotation, die Gewalt im modernistischen Selbstverständnis erlangt. Beides zusammen führt zu einem strategischen Einsatz des Gewaltbegriffs in politischen und sozialen Diskussionen. Gewalt kann dabei als „Verdichtungssymbol“ zur Bezeichnung nahezu beliebiger Handlungsweisen und Sachverhalte verwendet werden, um diese zu diskreditieren und zu skandalisieren. Indem Probleme als „Gewalt“ bezeichnet werden, ist die moralische Empörung sicher, verstärken sich Solidaritätsgefühle der Ankläger und können neue Unterstützer mobilisiert werden.⁸ Zugleich neigt eine solche Entzifferung von sozialen Beziehungen als Gewaltverhältnisse zur „Abstraktion von Verschiedenheiten und der Verbindung neuer Störungen zu alten ‚Problemzurichtungen‘ wie der steigenden ‚Gewalt-Kriminalität‘ und der ‚allgegenwärtigen Gewalt‘“.⁹ Daran schließt regelmäßig die Metapher von der „Spitze des Eisberges“ an: „Die Erweiterung des Falls erfolgt argumentativ, nach dem einfachen Muster des Assoziierens. Ein konkreter, spektakulärer, vielleicht auch extremer Fall wird als Teil eines größeren dahinter stehenden, bedeutsameren und bedrohlicheren Problems konzipiert.“¹⁰ Verschiedenartige Phänomene werden in einer einleuchtend erscheinenden Weise als „Gewalt“ zusammengefasst und verweisen dadurch auf scheinbar ähnliche Erfahrungen, Probleme, Ursachen und Lösungen – allerdings um den Preis, von allen kontext- oder fallspezifischen Besonderheiten abzusehen.

Dabei scheinen sich zwei Typen der Skandalisierung herauszuschälen:

Betäubungsmittel, Schmerzmittel) wurden Empfindlichkeiten gesteigert und die Schwelle tolerierter Gewalt beachtlich gesenkt.“ Jean-Claude Chesnais, *The history of violence*, in: *International Social Science Journal*, 44 (1992), S. 222 f. (Übers. C. L.)

8 „Das Skandalisieren zielt auf das Herstellen von Gemeinsamkeiten zwischen interessierten, in einem Konflikt stehenden Betroffenen (bzw. deren Advokaten) und den noch desinteressierten Nicht-Betroffenen. Skandalisieren stellt die Gemeinsamkeit dadurch her, dass ein Ereignis oder eine Situation als ein Fall von Normbruch konzeptualisiert wird. ... Skandalisieren mag ein Problem auf die öffentliche Tagungsordnung bringen, aber um den Preis seiner Moralisierung.“ Helga Cremer-Schäfer, *Skandalisierungsfälle*, in: *Kriminologisches Journal*, 27 (1995), S. 27.

9 Ebd., S. 30.

10 Ebd., S. 32.

– *erstens* politische Kritik als Gewaltkritik, bei der spezifische soziale Beziehungen in modernen Gesellschaften als Gewaltverhältnisse entlarvt werden. Dieses Vorgehen lässt sich bei den meisten sozialen Bewegungen wie der Arbeiterbewegung, feministischen, antirassistischen Bewegungen und der Friedensbewegung feststellen, die jeweils zuvor „normale“ soziale Verhältnisse als Gewaltverhältnisse aufgedeckt haben (siehe auch oben das Beispiel Gewalt in der Familie).

– *zweitens* Sozialkritik als Gewaltkritik, in der bestimmte strukturelle Merkmale moderner Gesellschaften als Ursachen für individuelles Gewalthandeln ausgemacht werden. Gewalt selbst ist dabei ein Symptom des Zerfalls moderner Gesellschaften. In einer kulturkritischen, konservativen Variante werden egoistischer Individualismus und der Verlust gemeinsamer Werte durch Pluralisierungsprozesse für den Zerfall moderner Gesellschaften verantwortlich gemacht. In einer sozialreformerischen Variante werden vor allem strukturell in modernen Gesellschaften auftretende sozioökonomische Benachteiligungen als Ursache für individuelles Gewalthandeln genannt.

Gemeinsam ist allen diesen Prozessen der Sensibilisierung und des strategischen Einsatzes des Gewaltbegriffs (als politische Kritik, als Sozialkritik in konservativer oder sozialreformerischer Absicht) eine Destabilisierung des Selbstverständnisses einer gewaltfreien Moderne. Gerade die Positionierung von Gewalt als negatives Zentrum der modernen Gesellschaft scheint den Rahmen dafür zu bilden, dass immer mehr Gewaltphänomene entdeckt werden bzw. Gewaltereignisse dramatisierend verdichtet sofort auf eine Gefährdung der sozialen Ordnung als Ganzes zu verweisen scheinen. Wenn aber jedes Gewaltphänomen einen Angriff auf die Gesellschaft darstellt, ruft dies zunächst das staatliche Gewaltmonopol auf den Plan, und der Ruf nach „Recht und Ordnung“ wird laut. Inwieweit dies eine Lösung des Gewaltproblems oder nicht vielmehr seine Fortsetzung und Verstärkung bewirkt, ist fraglich¹¹. Daraus folgt, dass eine Analyse von Gewalt ausschließlich in Begriffen von Ordnungsbedrohung und -zerfall für eine angemessene Erklärung von Ursache, Kontexten und Folgen von Gewaltphänomenen zu kurz greift.

11 Zudem produziert der moralisierende Charakter solcher Skandalisierungen hoch effektive Ausgrenzungen und Stigmatisierungen, die sich auch als sich selbst erfüllende Prophezeiungen auswirken und selbst Gewalt erzeugen können. Wie z. B. Skinheads nach und nach die Fremdzuschreibung als „rechts“ zu ihrer eigenen Selbstbeschreibung machen, zeigen die Fallbeispiele bei Ralf Bohnsack u. a., *Die Suche nach Gemeinschaft und die Gewalt der Gruppe*, Opladen 1995.

IV. Gewalt als Prinzip der Moderne

Je weiter diese Sensibilisierungen und Begriffsstrategien zur Aufdeckung von immer mehr Gewalt in der modernen Gesellschaft führen und je akuter die Zunahme der Gewalt wahrgenommen wird, desto mehr besteht die Tendenz, das fundamentale Verhältnis von Moderne und Gewalt umzukehren: Gewalt ist dann nicht mehr außerhalb der Moderne, allenfalls als Ausnahme bagatellisiert oder als Rückfall in die Barbarei dramatisiert. Gewalt wird vielmehr als inhärentes Grundprinzip moderner Gesellschaften verstanden, das aus der Mitte moderner Gesellschaften kommt. Hier ist es wichtig, eine „starke“ und eine „schwache“ Lesart dieser Gleichsetzung von Moderne und Gewalt zu unterscheiden.

1. Gleichsetzung von Moderne und Gewalt – „starke“ Lesart

Die „starke“ Lesart nimmt – in durchaus unterschiedlichen Ausrichtungen wie etwa Theodor W. Adornos/Max Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ und Wolfgang Sofskys „Traktat über die Gewalt“ – übereinstimmend an, dass Moderne und Zivilisation insgesamt und wesentlich eine Entfesselung von Gewaltpotenzialen verursachen.¹² Diese radikale, kulturpessimistische Umkehr der modernistischen Behauptung einer gewaltfreien Moderne nimmt ihren Ausgangspunkt in der historischen Erfahrung des Holocausts, der Ermordung der europäischen Juden während des Nationalsozialismus. Der historische Fokus der radikalen Lesart weitet sich zugleich: Nicht mehr die Moderne allein, sondern die gesamte Zivilisationsgeschichte besteht in einer Steigerung von Gewalt, Grausamkeit und Barbarei.

Als Korrektur an einer verharmlosenden Analyse einer gewaltfreien Moderne, die NS-Verbrechen, aber auch koloniale Unterdrückung nur als Ausnahmen und „Betriebsunfälle“ moderner Gesellschaften oder als Ausdruck fehlender Modernisierung deuten kann, ist diese Lesart einer gewaltgetränkten Zivilisation und Moderne wichtig. Ihre totale, reflexhafte Umkehrung der These einer gewaltfreien Moderne zur These von der Barbarei aller Zivilisation schießt aber über das Ziel hinaus: Die unterschiedlichsten Gewaltphänomene werden in universalgeschichtlicher Perspektive als Verkörperung *einer* fundierenden Gewalt, als bloße Archetypen oder Ausprägungen *des* zentralen Prinzips sub-

12 Vgl. Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt/M. 1992 und Wolfgang Sofsky, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt/M. 1996.

sumiert. Derart dramatisiert scheint Gewalt überall drohend und bleibt doch zugleich als Phänomen ausgeblendet. Gewalt wird zu einem abstrakten Prinzip, bei dem eine Betrachtung der historischen, kulturellen und sozialen Umstände konkreter Gewalttaten nicht mehr notwendig erscheint. Der Blick auf Gewaltphänomene und ihre produktive Bearbeitung, auch im Sinne einer Suche nach Problemlösungen, wird dabei systematisch verstellt.

2. Gleichsetzung von Moderne und Gewalt – „schwache“ Lesart

Die „schwache“ Lesart einer gewalthaltigen Moderne steht gewissermaßen im Übergang zwischen den beiden extremen Alternativen. Sie resultiert aus der oben dargestellten Verunsicherung des modernistischen Selbstverständnisses, die sich aus dramatisierenden Begriffsstrategien vor allem in sozial- oder kulturkritischer Absicht ergibt. Wenn Gewaltphänomene mit Verweis auf Deprivationsprozesse, also auf soziale und ökonomische Benachteiligung und die Ungleichheitsstrukturen moderner Gesellschaften erklärt werden, dann wird die Ursache für Gewalt zwar in der Mitte moderner Gesellschaften verortet – zugleich lassen sich diese Analysen aber so lesen, dass es ihnen um die Kritik einer bestimmten (z. B. neoliberalen) Variante der Modernisierung geht. Damit steht eine solche „schwache“ Lesart einer gewaltförmigen Moderne im Übergangsbereich zum Selbstverständnis einer gewaltfreien Moderne, das trotzdem Fundament der Analyse bleibt.

V. Aktuelle Gewaltforschungen: Gewalt aus der Mitte der Gesellschaft

Die „schwache“ Lesart einer der Moderne inwohnenden Gewalt findet sich auch bei Desintegrations-Diagnosen. Diese betrachten als Ursache von Gewalt nicht nur reale oder wahrgenommene Benachteiligung, sondern auch die Überspitzung egoistischer Werte bzw. den Zerfall integrierender Werte sowie die Auflösung sozialer Zusammenhänge infolge von Modernisierungs- und Globalisierungsprozessen. Je dramatisierender aber die Ursache-Wirkung-Beziehung – Deprivations- und Desintegrationsprozesse als Ursache von Gewalt – dargestellt wird, desto mehr nähert die „schwache“ Lesart sich der „starken“ an: Die pessimistische Kritik an der Gesellschaft überlagert die Suche nach produktiven Alternativen, und der Eindruck setzt sich durch, moderne Gesellschaften *überhaupt* führten zu einer scheinbar unausweichlichen regelrechten Explosion der Gewalt.

Diese Spannung zwischen der Vorstellung einer gewaltfreien und einer gewaltdurchtränkten Moderne führt zu charakteristischen Verschränkungen von Ausblendungen und Dramatisierungen von Gewalt in der empirischen Gewaltforschung. Da sich das tatsächliche Handeln der Befragten nur schwer in Fragebögen dokumentieren lässt, werden vor allem Einstellungs- und Orientierungsmuster der Interviewten erfragt und analysiert. Die Erforschung von Gewalthandeln tritt in den Studien zugunsten der aufwändigen Erforschung von individuellen Einstellungen wie „Gewaltakzeptanz“ und „Gewaltbereitschaft“ zurück. Die wenigen Fragen, die dem eigenen Gewalthandeln gelten, sind in stereotypen „Umzu“-Formulierungen gehalten, die zweckorientierte, instrumentalistische Motive für Gewalthandeln immer schon alternativlos voraussetzen, d. h., andere als rational kalkulierende Motive bleiben ausgeblendet. Dies erweist sich als Dramatisierung von Gewalt, weil das Merkmal „Gewaltbefürwortung“ wesentlich häufiger verbreitet ist als das Merkmal „Gewalttätigkeit“. So äußern (je nach Formulierung der Frage) bis zu 60 Prozent der Befragten gewaltakzeptierende Haltungen, dagegen geben ca. 12 Prozent an, im vergangenen Jahr körperliche Gewalt angewandt zu haben. Entsprechend der variierenden Frage verändert sich auch der Anteil der „Gewaltbefürworter“ z. T. drastisch und wird zu einer beliebigen Zahl. Methodisch unzulässigerweise wird der Unterschied zwischen Einstellungen und Verhalten der Individuen verwischt: Die Zustimmung zu Aussagen über die Normalität von Gewalt wird schlicht als Gewaltbefürwortung und gänzlich irreführend sogar als Gewalttätigkeit interpretiert.¹³

Als Ursache von Gewalt werden in Form von gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen regelmäßig allgemeine gesamtgesellschaftliche Strukturveränderungen angenommen. Unklar bleibt dabei jedoch erstens, inwiefern die kulturpessimistisch gefärbte Diagnose „Desintegration“ überhaupt haltbar ist, und zweitens, auf welche Weise sich solche makrostrukturellen Ursachen auf der Ebene der Akteure auswirken. Denn häufig hat es den Anschein, als verschwinde Gewalthandeln zwischen individuellen Einstellungen und gesamtgesellschaftlichen Strukturen. Indem für jegliches Gewalthandeln ein diffuses Ensemble allgemeiner sozialer Strukturprobleme (eben Desintegration) als Ursache angenommen wird, erscheinen gewaltförmig Handelnde immer als passive Opfer sozialstruktureller Prozesse.

¹³ Vgl. Wilhelm Heitmeyer u. a., Gewalt. Schattenseiten der Modernisierung, München 1995, S. 133.

Desintegrationstheorien basieren auf der Vorstellung eines romantisch idealisierten Normalzustandes einer wohlgeordneten, homogenen, durch gemeinsam geteilte Normen integrierten Gesellschaft, die in einer Art Gleichgewichtszustand verharret. Jede Form sozialer Wandlungs- und Pluralisierungsprozesse erscheint als Gefahr, als drohende Auflösung und Zerfall sozialer Ordnung. Abgesehen von der Frage, wie (nicht zuletzt historisch) realistisch dieses Idealbild einer „integrierten Gesellschaft“ ist, verstellt diese Perspektive systematisch den Blick für die Analyse sozialer Wandlungsprozesse, die ja nicht nur in der Auflösung sozialer Ordnung bestehen, sondern auch in deren Umformung und Neubildung.

Diese Ausblendung von Reintegrationsphänomenen wird am Beispiel der Analyse von Jugendzonen deutlich: „Es findet nach wie vor eine rapide Flucht aus den Institutionen, zumal den Organisationen statt: seien es Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, Jugendverbände etc. ... Der größte Teil etwa der Jugendlichen demonstriert es beispielhaft: Ihr Agieren, gleich welcher Art, findet zunehmend jenseits (verbindlicher) Institutionen in (unverbindlichen, fluiden) Szenen statt. Damit wird ein *Kohäsionsproblem* als Variante mangelnder Integration sichtbar.“¹⁴ Jugendzonen derart unvermittelt und einseitig als „Variante mangelnder Integration“ zu bezeichnen ist wenig plausibel und widerspricht den Ergebnissen der Jugendforschung.¹⁵ Die gemeinschafts- und milieustiftende, also (re)integrierende „Wirkung“ von Jugendzonen kommt bei der Desintegrationstheorie gar nicht erst in den Blick. Dies führt auch zur Ausblendung der integrierenden, soziale Ordnung schaffenden Wirkung von Gewalthandeln in solchen Szenen.¹⁶ Dass diese Jugendlichen zumeist in Gruppen durchaus mittels Gewalt soziale Zugehörigkeit schaffen – sei es in der Provokation der (stigmatisierenden) Öffentlichkeit, sei es sogar durch die Öffentlichkeit vor Ort geduldet –, bleibt verborgen. Genau in dieser (Re-)Integrationsleistung könnte aber ein Grund für die Attraktivität gewaltaffiner Jugendzonen liegen.

Durch die Ausblendung von Reintegrationsprozessen und von (in diesem Sinne) „produktiven“ Wirkungen von Gewalt wird nicht nur der Blick für die Analyse von Gewaltphänomenen verstellt. Die Defizitperspektive führt auch zu einer Dramatisierung und Totalisierung der Desintegrationsdiagnose, und damit zu einem perspektiv- und alternativenlosen Panorama moderner Gesellschaft. Vollends fragwürdig wird das Desintegrationsmodell dadurch, dass teilweise gar keine statistischen Zusammenhänge zwischen „Desintegration“ und „Gewalttätigkeit“ aufgewiesen werden können bzw. der Anteil der „Desintegrierten“ unter den Befragten immer weitaus höher ist (etwa sechs von zehn Befragten), als der Anteil der „Gewalttätigen“ und „Gewalt Befürwortenden“ (etwa einer von zehn Befragten).¹⁷ Warum dann aber nur einige „Desintegrierte“ Gewalt ausüben oder sich dazu bereit erklären, der Großteil (wie auch die Nicht-Desintegrierten) dies nicht tut, bleibt unerklärt.

Nicht zuletzt die Unterschätzung der Repräsentationen von Gewalt führt zu einem Ineingreifen von Ausblendung und Dramatisierung. So wird im Fragebogen immer schon vorausgesetzt, dass Gewalt eine einheitliche objektiv messbare Größe ist und alle Befragten etwa unter „absichtsvoll geschlagen oder verprügelt“ das Gleiche verstehen. Kontext, Situationen, Intensität, Verlauf und Folgen von Gewaltereignissen und Gewalthandeln spielen keine Rolle, und es bleibt unklar, was genau gemessen wird (z. B. Rauferei auf dem Schulhof oder Messerstecherei, rassistische Menschenjagd oder der Kampf von Jugendgruppen). Zugleich öffnet sich durch diese Vagheit das Feld für Spekulationen, die die Grenze zur Stigmatisierung überschreiten, wie in einer Studie über türkische Jugendliche und ihre vergleichsweise höhere Gewalttätigkeit und -bereitschaft.¹⁸ Dass der „Spiegel“ diese Untersuchung zur Untermauerung seiner These von den „Zeitbomben in den Vorstädten“ heranzieht, verwundert dann kaum.¹⁹

14 Ders., Gibt es eine Radikalisierung des Integrationsproblems?, in: ders. (Hrsg.), Was hält die Gesellschaft zusammen?, Frankfurt/M. 1997, S. 60 (Hervorhebung i. Orig.).

15 Vgl. z. B. R. Bohnsack u. a., (Anm. 11); Roland Eckert u. a., „Ich will halt anders sein wie die anderen“, Opladen 2000; Roland Hitzler u. a., Leben in Szenen, Opladen 2001.

16 „Die Modelle haben deswegen pseudohaften Charakter, weil sie ... nicht tatsächlich integrieren – nationalistische, rassistische, fundamentalistische oder gewalttätige Jugendliche können sich nur um den Preis einer allgemeinen Stigmatisierung ihre soziale Heimat schaffen.“ W. Heitmeyer (Anm. 14), S. 42.

17 Hier am Beispiel „Misstrauen“ und „Kritikabwehr“; vgl. W. Heitmeyer (Anm. 13), S. 455 für die Daten, S. 166 ff. für die Interpretation.

18 „Hier ist zu vermuten, dass v.a. bei männlichen Jugendlichen kulturbedingte Sozialisations- und Erziehungsbedingungen zu Buche schlagen, die nicht zuletzt mit traditionellen Geschlechterrollenzuschreibungen auch hinsichtlich der Duldung bzw. sogar Forderung der Ausübung körperlicher Gewalt verknüpft sind („Verteidigung der Ehre“)“ W. Heitmeyer u. a., Verlockender Fundamentalismus, Frankfurt/M. 1997, S. 113.

19 Der Spiegel, Nr. 16, 1997.

VI. Alternativen

1. Repräsentation von Gewalt, Gewaltapologien

Auf der Suche nach alternativen Konzepten zur Analyse von Gewalthandeln und Gewaltereignissen gilt es, zwei Missverständnisse zu vermeiden: Erstens die Folgerung, Gewalt sei nichts anderes als ein Konstrukt, so dass es reiche, die verschiedenen Repräsentationen (Definitionen, Dramatisierungen, Stigmatisierungen etc.) von Gewalt zu studieren (und zu ‚entlarven‘), während man über Gewalt selbst als Phänomen keine Aussage treffen könne. Eine solche, in der Kriminologie als *labeling approach* bekannte Perspektive, die sich auf die Untersuchung der institutionell (durch Polizei, Gerichte, Medien) produzierten Grenzziehungen zwischen „normal“ und „abweichend“/kriminell beschränkt, blendet die Ebene des Handelns, der Akteure und ihrer Körperlichkeit aus. Nicht zuletzt Schmerz, Verletzungen und bisweilen der Tod des Opfers zeigen, dass das Phänomen Gewalt nicht in bloßen Konstruktions- und Definitionsprozessen aufgeht. Die Untersuchung von Repräsentationen und Konstruktionen von Gewalt bildet zwar einen notwendigen Bestandteil der Analyse von Gewalt, ist aber alleine nicht ausreichend.

Ein zweites mögliches Missverständnis betrifft die Rede von „produktiven“ oder „positiven“ Wirkungen von Gewalt (im Gegensatz zu der oben kritisierten Defizitperspektive auf Gewalt). Steht der *labeling approach* immer im Verdacht der Verharmlosung von Gewalt, so gerät man hier in die Nähe einer Verherrlichung von Gewalt. Denn eine *dritte Lesart* dieses Themas Gewalt und Moderne besteht genau in der Vorstellung einer positiven Gewalt, die gegen die Moderne gerichtet ist. Wie in der modernistischen Vorstellung einer gewaltfreien Moderne sind auch hier Gewalt und Moderne einander entgegengesetzt, nur die Bewertungen sind jeweils umgekehrt: Eine spontane, impulsive, reinigende, rauschhafte, nicht zweckrationale Gewalt („violence“) soll die in ihrer Rationalität und Dekadenz erstarrte bürgerliche Gesellschaft und ihre bürokratische Staatsgewalt („force“) überwinden. Derartige Mythologisierung und Apologien von Gewalt wurden und werden von links wie rechts geäußert.²⁰ Sie sind zwar moralisch und politisch abwegig, deuten aber

20 Vgl. z. B. aus anticolonialer Sicht Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt/M. 1981, und das Vorwort von Jean Paul Sartre darin; im Übergang zwischen Anarchosyndikalismus und Mussolinis Faschismus Georges Sorel, *Über die Gewalt*, Frankfurt/M. 1981; von rechts-konservativer, zeitweise faschistischer Seite Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1922.

darauf hin, dass Phänomene wie Gewalt und Krieg mehr als reine Mittel sind, wie es die erste Lesart (einer gewaltfreien Moderne) und die zweite Lesart (einer gewaltproduzierenden Moderne) unterstellen. Als euphorisierende und traumatisierende Erfahrung kann Gewalt soziale, kulturelle und psychische Transformationen hervorrufen, spezifische Dynamiken und einen „Eigensinn“ gewinnen. Hier wird die prekäre Grenze der Rede von „produktiven“ Wirkungen von Gewalt deutlich: Diese bezieht sich gerade nicht auf die moralische Bewertung von Gewalt, sondern darauf, dass Gewalt – statt nur soziale Zusammenhänge und Individuen zu erschüttern und zu zerstören – auch Zugehörigkeiten und Identitäten verändern und schaffen kann.²¹

2. Die Ambivalenz von Moderne und Gewalt

In einer *vierten Lesart* wird das Verhältnis von Moderne und Gewalt als flexibel und spannungsreich verschränkt gefasst. Weder steht Gewalt außerhalb moderner Gesellschaften (wie in der ersten Lesart), noch ist sie das Prinzip und der Urgrund moderner Gesellschaften (wie in der zweiten Lesart), noch ist es verantwortbar und sinnvoll, einen antimodernen Rausch der Gewalt zu propagieren (wie in der dritten Lesart). Vielmehr stehen Art, Ausmaß und Form spezifisch moderner Formen von Gewalt und verschiedene Arten der Verknüpfung von Gewalt und Modernität im Mittelpunkt kontextorientierter Forschungen.²² Gewalt ist in dieser Perspektive nicht überall, aber auch nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern lässt sich in verschiedenen Zusammenhängen auffinden und analysieren, und sie unterliegt selten einer einzigen pauschalen Ursache (z. B. Desintegration o. Ä.).

Diese Annahme einer ambivalenten, spannungsreichen Beziehung zwischen Gewalt und moderner Gesellschaft kann die falschen Alternativen einer Ausblendung und/oder Dramatisierung von Gewalt umgehen. Am vielversprechendsten sind Studien, die Gewalthandeln in verschiedenen Gruppenkontexten vergleichend rekonstruieren.²³ Dabei wird z. B. der zeitlich begrenzte, periodische Charakter des Gewalthandelns Jugendlicher deut-

21 Stärker analytisch gewendet setzen hier vor allem religionssoziologische Analysen zu rauschhaften, entgrenzenden (und bisweilen gewaltförmigen) Ritualen an, in denen soziale Bindungen und Symbole reproduziert werden. Vgl. Emile Durkheim, *Über die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Frankfurt/M. 1992, sowie H. Joas (Anm. 6) und ders., *Kreativität des Handelns*, Frankfurt/M. 1992.

22 In diese Richtung gehen z. B. T. v. Trotha (Anm. 3), T. Lindenberger/A. Lüdtke (Anm. 4) und H. Joas (Anm. 6).

23 Vgl. z. B. in Bezug auf Jugendgruppen und -szenen die Studien von R. Bohnsack u. a. sowie R. Eckert u. a. (Anm. 15).

lich, der die Vorstellung erschüttert, Gewalt sei in tief sitzenden Einstellungen, fast als Persönlichkeitsmerkmal im Individuum verankert. Aber auch die Einbettung des Gewalthandelns in Gruppenzusammenhänge bis hin zur Schaffung von kollektiven Zugehörigkeiten durch Gewalt in „Gangs“, unter rechten Skinheads, Hooligans oder in der Hardcore-Szene wird deutlich.²⁴ Derartige ethnographische Studien können verschiedene Formen von Gewalthandeln differenzieren: z. B. selbstzweckhafte, aktionistische Gewalt oder zweckrationale, kalkulierende Gewalt oder ideologisch legitimierte Gewalt. Dabei treten spezifische Allianzen von z. T. hochgradig gesteigerter Individualität einerseits und Kollektivität andererseits, von Flexibilität und Episodenförmigkeit solcher Gruppenzugehörigkeiten auf der einen Seite und ihrer intensiven, Identitäten und Bindungen schaffenden Kraft auf der anderen Seite hervor. Erst auf der Grundlage ihrer Analyse kann eine fundiertere Einschätzung der (auch langfristig) integrativen oder desintegrativen Folgen von Gewalthandeln erfolgen.

Zudem werden Zusammenhänge zwischen dem Gewalthandeln der Akteure und deren Repräsentation in der Öffentlichkeit und in den Medien deutlich. Dies betrifft die spezifischen Aneignungen medial und global verbreiteter popkultureller Stile durch Jugendgruppen vor Ort. Nicht zuletzt auf dieser Ebene setzen basale Differenzierungen ein, die eine einfache Gleichsetzung von Stilen (Skinheads, Death Metal, HipHop, Grafitti etc.) mit einem bestimmten Handeln (z. B. Gewalt) verbieten. Repräsentationen von Gewalt spielen aber auch eine Rolle, wenn es um die Anbindungen einer lokalen Öffentlichkeit an das Gewalthandeln Jugendlicher geht. Auch hier lassen sich von der offenen Duldung und Ermutigung über die Instrumentalisierung des Gewalthandelns (als Türsteher, Saalordner) oder das schlichte Ignorieren bis hin zur Stigmatisierung sehr unterschiedliche (und stets folgenreiche) Reaktionen finden. Darüber hinaus lassen sich die massenmedialen Dramatisierungen „gefährlicher Straßen“ und Viertel rekonstruieren, bei denen nicht selten das

Phänomen erst vor der Kamera und gegen Bezahlung durch Jugendliche inszeniert wird.²⁵ Und schließlich finden sich Verschränkungen von Repräsentationen und (Gewalt-)Handeln auch in der Einbindung der Jugendlichen in die Popkultur-/Musikindustrie durch die Professionalisierung ihrer Aktivitäten. Inwiefern musikalische, tänzerische, künstlerische, sportliche u. a. Aktivitäten Gewalthandeln begleiten, vor allem aber ablösen können, wird in den verschiedenen Kontexten sichtbar.

3. Fazit

Um die Verschränkungen von Gewalthandeln und seinen diskursiven Repräsentationen analysieren zu können, rückt die hier unterschiedene vierte Lesart des Verhältnisses von Gewalt und Modernität in den Vordergrund. Erst dieser Rahmen, der von einer ambivalenten Beziehung zwischen Moderne und Gewalt ausgeht, ermöglicht die kontextspezifische Erforschung von Gewaltphänomenen, ohne pauschalisierende Ursachenvermutungen und jenseits verharmlosender Ausblendung, kulturpessimistischer Dramatisierung oder unhaltbarer Verherrlichung von Gewalt. Auf diese Weise können dann spezifisch moderne Formen von Gewalt differenziert erfasst werden und es ermöglichen, aus dem Gewaltdilemma der Moderne auszubringen, das Jan Philipp Reemtsma in die Worte fasst: „Die Moderne nun ist vom Thema der Gewalt einerseits besessen, andererseits hat sie beträchtliche Formulierungsschwierigkeiten dabei.“²⁶

Internetverweise des Autors:

Arbeitsgemeinschaft sozialwissenschaftliche Forschung und Weiterbildung (Universität Trier):
<http://www.uni-trier.de/~asw/>
 Hamburger Institut für Sozialforschung:
<http://www.his-online.de>
 Institut für Konflikt- und Gewaltforschung (Universität Bielefeld): <http://www.uni-bielefeld.de/ikg/>
 Zentrum für Konfliktforschung (Universität Marburg):
<http://www.uni-marburg.de/konfliktforschung/>
 Forschungen zu Jugendkulturen und Gewalt:
<http://www.efferveszenz.de>

24 Vgl. auch Katharina Inhetveen, *Gesellige Gewalt*, in: T. v. Trotha (Anm. 3) und Christoph Liell, *Gewalt in der „Gang“*, in: Frank Gesemann (Hrsg.), *Migration und Integration in Berlin*, Opladen 2001 und ders., „Anmache“, *Rap und Breakdance. Identitäten und Praktiken Jugendlicher türkischer Herkunft in der HipHop-Szene*, in: Werner Rammer u. a. (Hrsg.), *Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen*, Leipzig 2001.

25 Vgl. z. B. Hans Findeisen/Joachim Kersten, *Der Kick und die Ehre*, München 1999.

26 Jan Philipp Reemtsma, *Das Implantat der Angst*, in: Max Miller/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Modernität und Barbarei*, Frankfurt/M. 1996.

Jugendgewalt und Gesellschaft

I. „Immer schlimmer“

Jugendprobleme, erst recht Jugendgewalt, sind für Pädagogen und Kriminologen das, was Überschwemmungen für Klimaforscher darstellen: Medien und Öffentlichkeit interessieren sich für *bad news* über die Jugend, denn ähnlich wie zerstörerisches Hochwasser offenbar die Annahmen über die Klimakatastrophe bestätigt, scheint das Ansteigen der Jugendgewalt eine Folge des Verlusts von Werten und Tradition darzustellen. Sind die Schäden von Flut und Gewalt durch Menschen – präziser formuliert durch unkontrollierte Modernisierung – verursacht? Wird tatsächlich alles immer schlimmer? Im vorliegenden Beitrag soll diese Analogie nicht weiter strapaziert werden. Ziel ist es, mit einem auch kulturvergleichend interessierten Blick auf Jugendgewalt in Deutschland über den Tellerrand der Debatte hinauszuschauen.

Jugendforscher, Pädagogen und Kriminologen müssen von Berufs wegen über Jugendgewalt beunruhigt sein. Es besteht der Eindruck, dass Jugendgewalt „immer schlimmer“ wird, tritt sie doch nach Meinung medienpräsenter Experten „immer entgrenzter“ auf und wird von einer „steigend steigenden“ Anzahl jugendlicher Täter verübt. Solcherlei „Berufsbesorgnis“, noch dazu von Wissenschaftlern vorgetragen, erzeugt öffentliche Aufmerksamkeit. Wird nach spektakulären Vorfällen oder bei der jährlichen Präsentation von Kriminalstatistiken nach den Gründen für das Ansteigen der Jugendgewalt gefragt, so sollen die Antworten der Jugend- und Gewaltexperten aufgrund der Marktgesetze des Medienbetriebs möglichst kurz und leicht nachvollziehbar sein. Doch die immer gleichen oder sich ähnelnden Interpretationsmuster („Orientierungslosigkeit“, „Desintegration“, „Machotum“) befriedigen nicht so recht, weil sie alles – vom Brandanschlag auf eine Asylbewerberunterkunft über den Amoklauf an Schulen bis hin zu statistischen Veränderungen der Kriminalitätszahlen – erklären sollen. Die Beunruhigung bleibt auf hohem Niveau erhalten.

Auslöser für eine allgemeine Beunruhigung sind meist konkrete Ereignisse, wobei nicht die gesamte Jugend, sondern Vereinzelte oder Jugendliche in Gruppierungen ihren Mitmenschen Leid

antun. Im vereinigten Deutschland waren es vor allem ausländerfeindliche Ausschreitungen und Übergriffe bis hin zu den Brand- und Mordanschlägen sowie die Amokläufe von Bad Reichenhall und Erfurt, die das Thema Jugendgewalt auf der Prioritätenliste von Jugendforschern und Politikern weiter nach oben rücken ließen. Die Frage, ob Jugend ganz allgemein gewalttätiger wird, stellt sich vor allem dann, wenn sich solche Ereignisse in kurzen Zeiträumen häufen und die Zahlen der polizeilichen Kriminalstatistik einen Anstieg im Bereich Körperverletzung oder gar Tötungsdelikte aufweisen.

Vor dem Hintergrund der jüngeren Geschichte unseres Landes und der Wiederkehr der Vergangenheit anlässlich der „Goldhagen“-Debatte oder bei den Auseinandersetzungen um die „Wehrmachtausstellung“ wirken die Dramatisierungen der „Alles wird immer schlimmer“-Rufer merkwürdig unhistorisch. Auf diesen Mangel der auf Einstellungsdaten und Allweltstheorien („Individualisierung“, „Desintegration“) beruhenden Jugendforschung, bei der Jugendgewalt stets „immer schlimmer“ wird, passt ein Zitat von Hannah Arendt, mit dem sie den Realitätsverlust moderner Ideologien in Bezug auf den Antisemitismus kennzeichnet: „Je mehr die Geschichtsschreibung sich in die so genannte Gesellschaftswissenschaft auflöst, desto stärker hängt sie sich an scheinbar wissenschaftlich bewiesene oder beweisbare Arbeitshypothesen, die doch in Wahrheit nichts anderes als gängige Meinungen sind, die in geschichtlicher Verabsolutierung sich dann in Ideologien verwandeln und schlechterdings alles, und das heißt gar nichts mehr, erklären.“¹ Millionen von jungen Männern aus unserem Land beteiligten sich am schwerwiegendsten Gewaltverbrechen des 20. Jahrhunderts. „Aber das war ja Krieg“ – diese Relativierung ist eben historisch kurzsichtig, weil die Themen „Verteidigung“, „Ehre“ und „richtige Männlichkeit“ zur Legitimation der massenhaften Gewalttätigkeit der nazideutschen Truppen und Sondereinheiten auf der Makroebene ebenso tauglich waren, wie sie es auf der (allerdings weitaus weniger lebensvernichtenden) Mikroebene der Gewalt beispielsweise von

1 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft, New York 1951 (München 1986), S. 41.

Cliquen von Migrantenjugendlichen oder „nationalgesinnten“ Gruppierungen und Kameradschaften heute sind. Deutlich wahrnehmbar kommt der deutschen Vergangenheit auf der Schiene der Legitimation von Gewalt eine Funktion zu, und zwar bei „Glatzen“ oder „nationalgesinnten Scheitelträgern“, welche Vaterland und „Rasse“ schützen wollen, sowie bei denjenigen, die gegen „Nazi-schweine“ Gewalt als Gegenmittel befürworten.

So vergesslich die Pädagogik in Bezug auf die neuere Zeitgeschichte argumentiert, so hartnäckig wird das Argument von der „Orientierungslosigkeit“ als Ursache der Jugendgewalt aufrechterhalten. Wer mit Jugendlichen aus entsprechenden Cliquen und Gruppierungen zu tun hat, merkt wie irreführend diese Denkweise ist. Junge Gewalttäter haben Orientierungen, die ihre Haltungen und Handlungen legitimieren helfen. Diese muss man freilich anders ergründen als durch Einstellungsmessungen, wenn man der Jugendgewalt sinnvoll präventiv begegnen will.

Das seit einiger Zeit von der Frauenbewegung, aber auch von medienpräsenten Kriminologen vertretene Argument, dass Jugendgewalt eben „Jugendgewalt“ sei, kann empirisch kaum bestritten werden. Je gewalttätiger die Taten und Ereignisse werden, umso deutlicher steigt nach den verfügbaren Daten die Beteiligung männlicher Geschlechtsangehöriger auf der Täterseite – und mit Ausnahme der Straftatsbestände im Bereich sexueller Über- und Angriffe auch auf der Opferseite.² Der Blick auf *gender* – auf die Geschlechtszugehörigkeit – als sozial und kulturell vermittelte (und sanktionierte) Materialgrundlage für eine männliche Geschlechtsidentität“ in Abgrenzung zum „anderen“ Weiblichen (und sonstwie „Fremden“) ist sinnvoll und notwendig. Als Allgemeingültigkeit beanspruchende Kausalannahme dümpelt jedoch die „Maskulinitäts“-These (z. B. die „Macho-Türken“) ähnlich wie die DesintegrationsThese im Fahrwasser des Essentialismus: „Männlich“ wird als etwas wesensmäßig Böses gesetzt, etwas Schlechtes, das „naturgemäß“ mit Gewalt, Aggressivität und Zerstörung einhergeht, während „weiblich“ als gut gilt. Mit solchen Dogmen erklären sich Krieg, Vergewaltigung und Jugendgewalt nahezu von selbst – und von daher wenig zufriedenstellend. Wenn es um notwendige Differenzierungen geht – z. B. zwischen subkultureller Gewaltakzeptanz bei Skinheads, die aber keineswegs in Gewaltausübung münden muss, und „funktionaler“ Gewaltorientierung bei Cliquen

von männlichen Jugendlichen mit einer Herkunft aus Migranten- oder Spätaussiedlerhaushalten –, versagen solche *One-size-fits-all*-Erklärungen. In gewisser Weise ist die männerkritische „Maskulinitäts“-These“, ähnlich wie die eher gesellschaftskritische These der „sozialen Desintegration“, ebenso wenig zur *differenzierten* Erklärung von Jugendgewalt geeignet, wie es die gängigen Annahmen über die gewaltfördernde Wirkung von Videos und Computerspielen sind: Wir finden bei Gewalttätern sehr häufig Hinweise auf Maskulinitätsbesessenheit und Probleme in Familie, Schule, Arbeitswelt et cetera, so wie uns bei ihnen gleichfalls häufig eine Vorliebe für gewaltstrotzende Medien entgegentritt. Würde aber bei allen Jugendlichen und jungen Männer, die „Macho-“ und Gewaltmedien konsumieren und sich mit Vorliebe an PC-„Baller“-Spielen ergötzen, die Gewaltbereitschaft zunehmen, so wären vermutlich in unseren Städten weder Schulen noch öffentliche Plätze ohne bewaffneten Personenschutz begehbar. Und würde sozialer Ausschluss Jugendliche zwangsläufig gewaltbereiter machen, müssten dann nicht Gangs von waffenstarrten Mädchen, die bekanntermaßen schlechtere Chancen bei der Verwirklichung ihrer beruflichen Vorstellungen haben, Straßenecken und Parks für Männer nahezu unpassierbar machen?

Das Problem liegt darin, dass in Erklärungen zur Jugendgewalt bestimmte Ansätze mit einem alleinigen Wahrheitsanspruch aufmarschieren, dem die Komplexität des Problems entgegensteht. Tatsächlich bilden geschlechtsspezifische Ursachen zusammen mit den desintegrierenden Folgen von sozialen und kulturellen Entwicklungen sowie zusätzlich mit situativen Anlässen ein Bündel von Faktoren, das latente Gewaltbereitschaft und -faszination in tatsächliches Gewalthandeln gegen Mitmenschen umschlagen lässt. Das Zusammenwirken dieser und anderer Faktoren gerät jedoch nun ansatzweise in den Blick von Jugendexperten.³ Die Hoffnung auf kurzfristig bessere und in der pädagogischen Praxis verwendbare Annahmen über auslösende Konstellationen scheint aufgrund der beschriebenen Komplexität allerdings wenig begründet.

Aus chronologischer Perspektive⁴ betrachtet, lassen sich Erscheinungen von Jugendgewalt bzw. „Jugendprobleme“ als eine Aufeinanderfolge – manchmal auch als ein Nebeneinander – provozierender, sich von der „anständigen Gesellschaft“

2 Vgl. Dirk Enzmann, Ausmaß, Erscheinungsformen und Ursachen jugendlicher Gewaltdelinquenz, in: Detlef Gause/Heike Schlottau (Hrsg.), Jugendgewalt ist männlich. Gewaltbereitschaft von Mädchen und Jungen, Hamburg 2002.

3 Vgl. Heinz Cornel, Schwere Gewaltkriminalität durch junge Täter in Brandenburg, Potsdam – Berlin 1999.

4 Vgl. Klaus Farin, Generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute, München 2001, S. 33 ff.; Joachim Kersten, Die Gewalt der Falschen, in: Klaus Farin (Hrsg.), Die Skins. Mythos und Realität, Bad Tölz 1997, S. 95 ff.

abgrenzender Haltungen beschreiben. Darin lösen sich maskulinitätsorientierte Gruppierungen, häufig im Kernpunkt der jeweiligen Form von „Jugendgewalt“, mit eher androgynen Szenen und Bewegungen ab, in denen auch Mädchen und junge Frauen eine wahrnehmbare Rolle spielen. Letztere können zwar durch Konfrontation mit der Gesellschaft gekennzeichnet sein, aber Gewaltgeschehen ist eher untypisch.

In den meisten Jugendsubkulturen lassen sich Elemente von Rebellion gegen Haltungen und Überzeugungen der „anständigen“ Gesellschaft feststellen. Sichtbar wird dies durch den jeweiligen Stil in Kleidung, Auftreten, Gehabe und durch Musikvorlieben. Die Jugendlichen verstoßen gegen die Norm, dass man „in der Öffentlichkeit“ möglichst unauffällig und „anständig“ zu erscheinen habe. Gesellschaftskritische Jugendforscher unterlagen in den siebziger und achtziger Jahren häufig dem Zwang, insbesondere in den gewaltorientierten Szenen „Kulturen von politischem Widerstand“ oder Traditionen von „Arbeiterjugend“ erkennen zu wollen, bspw. bei jugendlichen Fußballfans oder bei den „ursprünglichen“ Skinheads, die sich gern auf ihr *Working-class*-Erbe berufen – zum Teil wohl auch deshalb, weil diese Akademiker als 68er Gewalt gegen den Staat und seine Institutionen insgeheim befürworteten. Seit den Ausschreitungen von Hoyerswerda, Rostock-Lichtenhagen und den mit der rechten Skinhead- und Hooligan-Szene im Zusammenhang stehenden Gewalttaten ist diese Apologetik verstummt und durch die der „Orientierungslosigkeit“ und „Desintegration“ als Grund für Jugendgewalt ersetzt worden.

II. Merkmale von Jugendgewalt in verschiedenen Kulturen

Was in intrakulturellen Studien normativ als „Männlichkeitswahn“ oder „Maskulinitätsbesessenheit“ bezeichnet wird und die überproportionale Beteiligung von männlichen Jugendlichen und jungen Männern auf der Täter- wie der Opferseite von Jugendgewalt erklären soll, lässt sich kulturvergleichend präziser veranschaulichen. Der Berichterstattung der Medien über Kriminalität und Gewalt sowie der Forschung über Faktoren der Kriminalitätsfurcht folgend, müsste man annehmen, dass Kulturen mit massivem Auftreten von jugendlichen Gangs und Straßencliquen auch durch ein hohes Kriminalitätsaufkommen geprägt sind. Die in kulturellen Aspekten sehr unterschiedlichen Industrieländer Australien, Japan und Deutschland bieten im Hinblick auf diesen

Zusammenhang von Jugendgangs und dem offiziellen Bild der Kriminalität einen nahezu paradoxen Zustand. Dort, wo die meisten Gangs nachgewiesen werden können (Japan), ist das gemeldete Kriminalitätsaufkommen am geringsten. Dort, wo sich eine sehr hohe Belastung durch Gewaltkriminalität in den Statistiken und Opferbefragungen abzeichnet (Australien), lassen sich durch Feldforschung nur wenige Gruppierungen nachweisen.⁵ Kann es sein, dass unter bestimmten Gegebenheiten, beispielsweise in ethnisch segregierten Ghettos, solche Gruppierungen als Ordnungsfaktor neben oder anstelle von Polizeikräften auftreten?⁶

In allen Industrienationen gibt es im Kontext von Jugendgewalt vorwiegend drei Formen, denen sich Gruppierungen zuordnen lassen: Street-corner-Gruppen, die eher Cliquencharakter haben; mehr oder weniger fest organisierte Jugendgangs und schließlich Netzwerke Heranwachsender und junger Männer im Bereich von Drogenhandel, Prostitution und Eigentumskriminalität. Ein Großteil der wahrgenommenen Jugendgewalt spielt sich in den ersten beiden Kategorien ab. Dabei lassen sich in Bezug auf Schauplätze, Auftreten, Konfliktformen und andere beobachtbare Merkmale des jeweiligen Verhaltens kulturvergleichend Gemeinsamkeiten und Unterschiede beschreiben. Bahnhöfe und Knotenpunkte des Nahverkehrs sind Lokalitäten, die gewaltorientierte Gruppierungen anziehen und sichtbar machen. Dort stören sie den Durchfluss des „Normalen“ und können gleichzeitig zum Blickfang werden. Parallel dazu sind Tankstellen oder Parkplätze vor rund um die Uhr, vor allem des Nachts geöffneten Ladenketten (*convenience stores*) Treffpunkte von Gruppierungen mit lockerer Organisationsform. In der Umgebung solcher Treffpunkte weisen Graffiti oder *tags* auf Territorialansprüche hin. Die Provokation ist beabsichtigt, es soll Aufmerksamkeit gezollt werden. Ähnlich bewirken die äußerlichen und akustischen Attribute solcher Gruppierungen und Cliquen sowie ihre Verhaltensmerkmale Verunsicherung bei Außenstehenden. Die Beachtung

5 Vgl. Joachim Kersten, Männlichkeitsdarstellungen in Jugendgangs. Ein Kulturvergleich, in: Peter-Alexis Albrecht/Alexander P. F. Ehlers/Franziska Lamott/Christian Pfeiffer/Hans-Dieter Schwind/Michael Walter (Hrsg.), Festschrift für Horst Schüler-Springorum, Köln – Berlin – Bonn – München 1993; Ian Warren/Megan Aumair, Media Depictions and Public Discourse on Juvenile „Gangs“ in Melbourne, 1989 – 1991, in: Kayleen M. Hazlehurst/Cameron Hazlehurst (Hrsg.), Gangs and Youth Subcultures. International Explorations, New Brunswick – New Jersey 1998.

6 So wird in der kontrovers aufgenommenen Studie von Martin Sánchez Jankowski, *Islands in the Street. Gangs and American Urban Society*, Berkeley 1991, argumentiert; empirisch begründet dazu Mary Patillo-McCoy, *Black Picket Fences. Privilege and Peril among the Black Middle Class*, Chicago-London 1999.

(oder das bewusste Wegsehen) ist eine Art Zoll, der in Form von „Respekt“ erhoben wird. Uniformes Auftreten Jugendlicher trifft den Nerv der Öffentlichkeit besonders. Japanische Jugendgangs benutzen die modifizierte Kampffliegerkleidung der Kamikaze-Piloten, „nationalgesinnte“ oder rechte Skinheads verwenden anstößige Symbole der deutschen Vergangenheit und erzielen somit den gleichen Effekt: Es werden die Narben des noch nicht verheilten, teils offiziell verdrängten gewaltsamen Nationalerbes berührt. Der Stil japanischer und deutscher Jugendlicher erinnert an die Kriegsgrausamkeiten, begangen in den Zeiten des hässlichen kaiserlichen Japans und Nazi-Deutschlands; die chauvinistischen T-Shirts australischer Gruppenmitglieder rufen den schwelenden Rassismus des *White Australia* wach, die offizielle Staatsideologie, nach der bis in die siebziger Jahre asiatische und teilweise auch südeuropäische Einwanderung unerwünscht war.

Bewährung angesichts von Gefahr und Rausch, ob durch Alkohol oder andere Drogen, sind über moderne oder vormoderne Kulturen hinweg häufig ein entscheidender Bestandteil der Initiation junger Männer in die Welt erwachsener Maskulinität. Obgleich die Anlässe für die physische Bewährung in Fabrikhallen, auf Kriegs- oder Katastrophenschauplätzen schwinden, bleiben die „Beweise“ zählebig mit geschlechtsspezifischen Haltungen der vormodernen oder frühindustriellen menschlichen Gemeinschaften verknüpft:

- Betonung und Zurschaustellung von Kampfbereitschaft; Todesverachtung; Hinnahme von Verletzungen, Schlägen und Narben;
- Betonung und Zurschaustellung von Fertigkeiten im Umgang mit Motorfahrzeugen (auch bei deren Diebstahl) und bei gefährlichem Fahren, Waffenverehrung und -sammeln;
- „Ehre“, „Respekt“, „echte Kameradschaft“, „Zusammenhalt“ (sie bilden ein Wertesystem, aus dem sich normative Haltungen zwangsläufig ableiten);
- Betonung heterosexueller Potenz, Verachtung des „Weiblichen“, Schwulen- und Fremdenhass (auch bei Migrantengruppen werden jeweils „Andere“ zum Gegenstand von Hass), Pflege eines körperbetonten männlichen Erotizismus.

Die Legitimation für antagonistisches Verhalten und für die Provokation von eskalierenden Auseinandersetzungen mit gegnerischen Gruppierungen, vereinzelt Unbeteiligten, spontanen oder „ausgeglückten“ Opfern bezieht sich auf:

- territoriale Ansprüche, auch im übertragenen Sinne (mangelnder „Respekt“, verletzte „Ehre“);
- Besitzansprüche oder Beschützerhaltungen bezogen auf die „eigenen“ Frauen;
- Konflikte, die mit Autos und Motorrädern zu tun haben.

Stets finden sich Hinweise darauf, dass sich die Mitglieder solch gewaltorientierter Gruppierungen in der Rolle von männlichen Beschützern sehen, als legitimes Wachpersonal des Ghettos oder benachteiligten Stadtteils. Uniformierung symbolisiert den Anspruch auf die Legitimation des Einsatzes von Gewalt in abgesteckten Gebieten. Die daraus resultierenden Gewaltkonflikte mit „Gegnern“, Unbeteiligten sowie ausgesuchten Opfern sind gewissermaßen programmiert und bieten Gelegenheit, die oben angeführten Tugenden wie Mut, Härte, Kampfbereitschaft et cetera öffentlich zu „beweisen“.

Bezogen auf die verfügbaren Daten und Kenntnisse über Jugendgewalt im gegenwärtigen Deutschland ist zunächst festzustellen, dass die angezeigte und von jungen Menschen wahrgenommene Gewalt zwischen Personen seit Ende der achtziger Jahre deutlich angestiegen ist. Gleichwohl sollte festgehalten werden, dass in den letzten drei Jahrzehnten die viel beschworenen „amerikanischen Verhältnisse“, die in allen größeren US-Städten jährlich Hunderte von Todesopfern aufgrund von Gang-Auseinandersetzungen fordern, bei uns nicht eingekehrt sind. Auch gab es bisher in Deutschland keine Minderheitenaufläufe (*race riots*), die denen in den USA oder in Großbritannien, ansatzweise auch im Nachbarland Frankreich, vergleichbar wären, obwohl die Tendenz zu ethnisch segregierten (und gleichzeitig immer benachteiligten) Stadtvierteln oder Wohngebieten als Folge der Zuwanderung auch bei uns entstanden ist. Viele Experten und Expertinnen stimmen mittlerweile darin überein, dass insbesondere männliche Jugendliche aus zugewanderten Familien ein höheres Kriminalitäts- und Opferisiko aufweisen als einheimische Jugendliche. Dies entspricht auch den übereinstimmenden Erkenntnissen der internationalen kriminologischen Forschung. Dabei ist zu berücksichtigen, dass diese Belastung niemals die Mehrheit der betreffenden Kinder von Zuwanderern betrifft. Selbst im Fall einiger „Spätaussiedler-Ghettos“, in denen die Verhältnisse oft als beunruhigend eingeschätzt werden, liegt die Prozentzahl der Nichtauffälligen bei über 90 Prozent. Diese Jugendlichen besitzen einen deutschen Pass. Sprachlich, sozial und kulturell sind sie aber häufig entfremdeter als die Nachkommen südosteuropäischer Zuwanderer. Nach-

weisbar ist auch, dass das Opferrisiko junger Menschen zugenommen hat, während das der älteren (die aufgrund ihres Medienkonsums besondere Angst vor Jugendgewalt haben) abnimmt. Schließlich kann man glücklicherweise immer noch nachweisen, dass Jugendgewalt eine vorübergehende Angelegenheit ist, d. h., bei über 21-Jährigen, auch bei solchen, die in jüngerem Alter über die Stränge geschlagen haben, tritt sie zunehmend seltener auf.⁷

III. Andere Erklärungen, andere Folgerungen und ein anderer Umgang mit Jugendgewalt

Für eine differenziertere Einschätzung und im Hinblick auf Überlegungen zum Umgang mit Jugendgewalt erweist es sich als nützlich, beim Thema Jugendgewalt nach Personen, Gelegenheiten und Schauplätzen zu differenzieren. Den kriminalstatistischen Daten der letzten Jahrzehnte zufolge wird die überwiegende Mehrheit der Gewaltstraftaten von mehr als einem jugendlichen Täter begangen. Gewalttaten, die von Gutmeinenden (aber Schlechtberatenen) häufig mit defizitären Umständen bei den Tätern „(weg)erklärt“ werden sollen, bieten einen mehrfachen Gewinn über die materielle Beute hinaus: Die Erniedrigung des Opfers macht Spaß, die Tat gilt als cool, gar als gerecht, weil das Opfer diskriminiert oder „verweiblicht“ wird, und so gewinnen Straftaten erheblicher Schwere einen Geschmack von „Spaß“ und „Kick“. Jack Katz hat dies in seiner Studie des Straßenraubs den „verführerischen Effekt“ der Kriminalität genannt und damit gegen die vorherrschenden Defizittheorien argumentiert.⁸ James Messerschmidt⁹ hat auf der Basis solcher Studien und anknüpfend an die Überlegungen von Robert Connell¹⁰ gezeigt, dass Kriminalität, speziell Gewalttätigkeit, eine Möglichkeit darstellt, bei der randständige Männer an der patriarchalischen Dividende zu partizipieren in der Lage sind. Kurz gesagt: Die Erniedrigung und gewissermaßen „Verweiblichung“ der Opfer bringt einen Zuwachs an maskuliner Bestätigung, auch in einer Situation sozialer und kultureller Benachteiligung. Härter ausgedrückt: Gerade wenn sozialer Status und Perspektive, Bildung und andere Ressourcen fehlen, hat Gewalt Sinn und macht Spaß. Im Hinblick auf

die Merkmale fremdenfeindlicher Gewalt im vereinigten Deutschland, speziell in den neuen Bundesländern, erscheinen solche theoretischen Modelle weitaus geeigneter als die vorherrschende Tendenz, Jugendgewalt geschlechtsneutral und mithilfe aufgewärmter Theorien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Modernisierungsfolge zu erklären (Orientierungslosigkeit). Unterscheidet man auf der Basis solcher Überlegungen, die geschlechtsspezifische Handlungstheorie, Sozialstruktur und kulturelle Faktoren bei der Erklärung von Gewalt miteinander verknüpfen, die gewaltbereiten Tätergruppen und Gruppierungen männlicher Jugendlicher und Heranwachsender in unserem Land, so ergeben sich andere Muster als in der gängigen (Medien-)„Ordnung der Dinge“, was Jugendgewalt betrifft.

Nachbarschaftscliquen mit deutschstämmiger oder multiethnischer Zusammensetzung bilden rein von der Quantität her den Brennpunkt der Jugendgewalt, nicht die erwähnten kriminellen Netzwerke. Dabei stehen bei den Gruppierungen häufig territorial definierte Beschützerrollen und die beschriebenen Orientierungen an einer traditionellen Maskulinität im Vordergrund. Auch wenn es aufgrund vorherrschender Meinungen nicht so erscheint, bestehen zwischen Respekt heischenden Cliquen aus Migrantenjugendlichen und Gruppen einheimischer Jugendlicher, die mitunter auch ausländerfeindliche Einstellungen und Verhaltensweisen zeigen, gar keine so großen Unterschiede. Einheimische Realschüler und Auszubildende in den alten Bundesländern sind nicht bis ins Mark von Xenophobie besessen, wenn sie die Territorialansprüche von Migrantenjugendlichen sowie ihr nicht selten provozierendes Auftreten an Jugendtreffpunkten oder -clubs fürchten oder ablehnen.¹¹ Ihr Verhalten ist zu unterscheiden von Gruppierungen, besonders in den neuen Ländern, die als selbst ernannte Wächter der Volksgemeinschaft in Kameradschaften oder ähnlich rechtsextrem orientierten Gruppen die deutschen Frauen vor Fremden schützen wollen, die es dort gar nicht gibt. Wer nicht glauben mag, dass Territorialansprüche, Sozialneid und Eifersucht auf Fremde sowie Beschützergehebe bei Eskalationen eine Rolle spielen, der möge die ethnografische Studie über Hoyerswerda heranziehen, die Rainer Joedecke vorgelegt hat.¹² Wenn Jungkrieger das Gewaltmonopol übernehmen und sich mit dem Mob verbinden, wie dies in Hoyerswerda und Rostock der Fall war, ist das Pogrom angelegt. Insofern sind Kameradschaften und Glatzentrupps in den neuen

7 Vgl. D. Enzmann (Anm. 2), S. 9.

8 Vgl. Jack Katz, *Seductions of Crime. Moral and Sensual Attractions of Doing Evil*, Stanford 1988.

9 Vgl. James Messerschmidt, *Masculinities and Crime. Critique and Reconceptualization of Theory*, Lanham 1993.

10 Vgl. Robert W. Connell, *Masculinities*, Cambridge 1995.

11 Vgl. Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2002*. 14. Shell-Jugendstudie, Frankfurt/M. 2002, S. 42.

12 Vgl. Rainer Joedecke, *Willkommen in Hoyerswerda*, in: *Kursbuch 107 (Die Unterwanderung Europas)*, März 1992.

Ländern, aber auch im Allgäu, nicht mit Nachbarschaftscliquen, ob einheimisch oder ethnisch, gleichzusetzen. Anders bewerten muss man auch Cliquen und einzelne Jugendliche aus dem Spätaussiedlermilieu, die eine extreme Tathäufigkeit im Bereich Jugendgewalt aufweisen. Ein höherer Prozentsatz von Migrantenjugendlichen sowie Kindern aus (einigen, bei weitem nicht allen) Aussiedlerfamilien (trotz deutscher Staatsangehörigkeit; dies zeigt, dass das Problem mit Einbürgerung allein nicht zu bewältigen ist) verfügt über ausgeprägtere Gewalterfahrungen in der Herkunftskultur und -familie. Selbstverständlich sind die Gründe für solche Verhältnisse auch in sozialen Ursachen zu finden, und nicht zuletzt spielen auch kulturell überlieferte Definitionen des Geschlechterverhältnisses eine Rolle.¹³ Ungebildete Frauen aus entlegenen Teilen Südosteuropas, die ethnisch segregiert in deutschen Städten leben, können ihren Kindern weder die deutsche Sprache bei- noch ein gleichberechtigtes Verständnis des Umgangs zwischen Frau und Mann nahe bringen.

Aus dieser Zuordnung folgen Konsequenzen für den gesellschaftlichen Umgang mit unterschiedlichen Formen der Jugendgewalt. Cliquenjugendliche, ob einheimisch oder ethnisch, erfordern im Wesentlichen nichts anderes als integrative Maßnahmen und Unterstützung bei der Herausbildung geschlechtsspezifischer Identifikationsmuster, die nicht oder zumindest nicht dramatisch im Bereich von Normverstößen liegen. Dies sind keine polizeilichen oder kriminaljustiziellen Aufgaben- und Kompetenzbereiche. Leider ist aber die gegenwärtige Pädagogik nicht in der Lage, diese Aufgabe zielstrebig wahrzunehmen – und das liegt nicht nur an den Mittelkürzungen. Mittelkürzungen, ob in der Wissenschaft oder in der Praxis, erfolgen vor allem da, wo die Arbeit seit über zehn Jahren kein Profil mehr aufweist. Dies gilt für Teile der Jugendsoziologie und -forschung ebenso wie für bürokratisch vor sich hin laborierende Bereiche der praktischen Sozialpädagogik. Bessere Forschung, bessere Hochschul- und Praxisausbildung unter systematischem Einbezug von Gender-Aspekten stehen auf der Tagesordnung.

Es ist zu differenzieren zwischen den Gruppierungen und Cliquenszenen und dem Problem, das Besucher der schon im Vorfeld mit Gewalt in Verbindung gebrachten Massenergebnisse („Maidfeiern“, „Chaostage“, Bundesligatage für Fußballhooligans) verursachen. Sozialpädagogische Betreuung mag bei Fußballfans Wirkung zeigen, aber der „Kick“, den die Gewaltanlässe für die jungen Männer auf der Erlebnis- und Gemeinschaftsebene bieten, wird nicht durch gute pädago-

gische Gespräche unattraktiv. Hier werden eher die Ordnungskräfte pädagogische und psychologische Betreuung von hoher Qualität benötigen, um Einsätze mit dem Prinzip des *minimal impact* und der größten Wirkung durchführen zu können. Ähnlich wird man Globalisierungsgegnern – darunter „Autonome“ als Mitglieder sozialer Bewegungen, die meinen, beim Steinwerfen auf Polizisten stellvertretend für die Armen der Dritten Welt zu handeln – nicht mit sozialpädagogischer Unterstützung und Betreuung von ihrem Engagement abhalten. Vorfälle wie in Seattle und Genua zeigen deutlich, dass hier die Polizei bzw. die verantwortliche Sicherheitspolitik Lernbedarf hat. Benötigt wird der öffentliche Diskurs mit Politik und Experten, und dem können sich die Eliten auf Dauer nicht straflos verweigern (auch nicht, indem Aktivisten von Protestbewegungen isoliert und kriminalisiert werden), wie die Geschichte der deutschen Studentenbewegung der sechziger und siebziger Jahre gezeigt hat.

Gewalt hat bei weiblichen Jugendlichen, trotz der auch hier anschwellenden Unkenrufe von Forschern und Pädagogen, in unserem Land immer noch weitaus weniger mit identitätsstiftenden als mit funktionalen/pragmatischen Beweggründen zu tun und bedarf deshalb einer besonderen Forschung und Praxis.¹⁴

Die Berichterstattung über „Schauplätze“ von Gewalt, wie die Medien sie seit Jahren beispielsweise in Schulen lokalisieren, stellt eine Dramatisierung dar, die dann anlässlich vereinzelter Amoktaten gewissermaßen zum Glauben an ein Naturgesetz der sich stetig verschlimmernden Gewalt beitragen. Medienpräzente Forscher beteiligen sich nicht selten an solcher Dramatisierung, wenn auch die Ergebnisse ihrer eigenen Untersuchungen solche apokalyptischen Prognosen selten rechtfertigen. Seriöse Gewaltforschung, wie sie beispielsweise in der Langzeitstudie über Gewalt an bayrischen Schulen vorgelegt wurde,¹⁵ führt zum Ergebnis, dass ernst zu nehmende Gewalttätigkeit stagniert oder manchmal sogar abnimmt. Ähnliches zeigen mitunter auch sorgfältige Analysen der Entwicklung von Jugendkriminalität, mitunter auch der Jugendgewalt, die nicht immer „stetig ansteigt“. Die Schule hat viele Probleme, aber das Gewaltproblem an Schulen muss im Rahmen der allgemeinen Neuorientierung auf einen besseren und sozialeren Unterricht mit aufgegriffen werden.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 41.

¹⁵ Vgl. Siegfried Lamnek, Die Gewaltentwicklung an Schulen in Deutschland. Status quo ante?, in: Gesine Folyanti-Jost (Hrsg.), Schule, Schüler und Gewalt. Beiträge zu Deutschland, Japan, China und der Mongolei, München 2000.

¹³ Vgl. Deutsche Shell (Anm. 11), S. 38.

Bei Amokläufen in Schulen wird in stets wiederkehrendem Ritual nach solchen Gewalttaten auf die Pathologie des Täters gestarrt, oder man spekuliert über die Mitschuld von Familie und Gesellschaft. Ziel der Bluttat von Erfurt war jedoch eine pädagogische Institution. Sie sollte Entscheidungen, die von jungen Menschen als Demütigung erlebt werden müssen, nicht einfach fällen können, wie im Fall des Schülers in Erfurt. Erlebte Demütigung und rasche Eskalation stehen bei jungen Männern, die Amok gelaufen sind, in einem Zusammenhang, gottlob nicht in einem monokausalen. Einige dieser Demütigungen lassen sich vermeiden. Ein wirksames Mittel, das den Amok verhindern oder früh erkennbar machen könnte, wird es jedoch nicht geben. Amok ist ein Phänomen jenseits von Krankheit, Kriminalität und Kontrolle. Die Begleitumstände des modernen Amoklaufs treffen auf zu viele zu, um für Präventionsansätze tauglich zu sein: Man(n) wird gedemütigt, man(n) liebt Waffen oder virtuellen Waffenersatz, trainiert mit ihnen, man(n) übt sich in der Entmenschlichung (Dehumanisierung) der vermeintlichen Gegner, man(n) teilt sich niemandem mit. Kein Staat, keine Polizei kann das kontrollieren.

Mittlerweile besteht ein Nachahmungsrisiko: Die Aufmerksamkeit der Medien, natürlich in der (besten) Absicht zu informieren, wird selbst zum Gefährdungsmoment. Die Diagnosen der Experten und die Vorschläge der Politiker finden in den Medien eine Plattform, aber sie machen auch in ihrer Häufung und stetigen Wiederholung aus dem Amokläufer einen Superstar und aus der Tat etwas, das wirklich die Welt anhalten kann.

Die Einschränkung menschenverachtender Praktiken auf der virtuellen Folie von Film, Video- und

Computerspiel, aber auch auf der Ebene von realen Waffen und ihrer Verfügbarkeit, ist nicht nur eine Frage von raschen Verboten, Strafverschärfungen und -verfolgung. Solche Maßnahmen werden nur greifen können, wenn sich ein Konsens erreichen lässt, was sich die Gesellschaft zumuten und verkaufen lassen will. Das ist eine pädagogische, ästhetische und eine politische Frage, aber sie liegt außerhalb der gewohnten politischen Routinen, in denen Verantwortung delegiert wird. Wir selbst müssen die Aufgabe eines besseren Umgangs mit Jugendgewalt in stärkerem Maß verantwortlich übernehmen und in gemeinsamer Forschung und in gegenseitigem Austausch in Angriff nehmen. Wer Verbote predigenden Populisten oder resignierten Endzeitphilosophen diese Aufgabe überlässt, ergibt sich in die ohnmächtige Sehnsucht, die an der Wurzel von Gewalt und Amok liegt.

Internetverweise des Autors:

www.jugendkulturen.de (mit vielen sinnvollen Informationsmöglichkeiten).

www.film-kultur.de (zur Bestellung der Filmhefte zu „Hass“ (M.Kassovitz F 1994/1995) und „American History X“ (T. Kaye USA 1999), Filme, die das Thema Jugendgewalt aufgreifen und sich als Diskussionsgrundlage für Schulklassen oder Jugendgruppen anbieten).

www.zeit.de (im Archiv „Jugendgewalt“ eingeben)

www.cilip.de/ausgabe/63/jugend.htm (eine Kritik an der „immer schlimmer“-Optik)

www.kfn.de/home.html (Zahlen und Erhebungen zum Thema)

www.uni-greifswald.de/~ls3/dvjj_empf.pdf (Untersuchungen und Empfehlungen)

Die Innenseite der der Globalisierung

Über die Ursachen von Wut und Hass

Der Umgang mit den Ereignissen am Johann-Gutenberg-Gymnasium in Erfurt im April 2002 hat uns erneut ein Beispiel für die Wirksamkeit gesellschaftlicher Verdrängungsprozesse geliefert. Andere Themen haben die Tat des Robert Steinhäuser aus den Medien und dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt, und es ist zu befürchten, dass erst der nächste Amoklauf die Fragen nach den gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit solch entgrenzter Gewalt wieder auf die Tagesordnung setzen wird.

I. „Sind wir nicht alle ein bisschen Robert?“

In der Stadt begegnet mir ein junger Mann, der diesen Verdrängungsprozess offensichtlich nicht mitmachen möchte. Er trägt ein T-Shirt mit dem Aufdruck: „Erfurt – sind wir nicht alle ein bisschen Robert?“ Was Erfurter Schüler und Studierende in elaborem Code in der *Frankfurter Rundschau*¹ vorgebracht haben, trägt dieser junge Mann, in zeitypischer Form und auf eine Frage verkürzt, auf der Haut. Seine Botschaft fordert uns auf, den Täter nicht zu isolieren und zur Inkarnation des Bösen zu erklären. Viele von uns „haben einen Hass“ und könnten gelegentlich zur von André Breton ironisch propagierten „einfachsten surrealistischen Handlung“ schreiten, nämlich „mit Revolvern in den Fäusten auf die Straße gehen und blindlings soviel wie möglich in die Menge schießen“. Würde unser junger Mann die Tagebücher von Max Frisch kennen, hätte er in leicht abgewandelter Form die 22. Frage seines dort formulierten Fragebogens auf sein T-Shirt drucken können: „Gesetzt den Fall, Sie sind noch nie Amok gelaufen: Wie erklären Sie es sich, dass es dazu nie gekommen ist?“

II. Verinnerlichte soziale Kontrolle

Es ist nicht nur Glück, dass es bisher nicht dazu kam, sondern vor allem das Resultat von Selbstbe-

¹ Gemeinsamer Aufruf der Erfurter Schüler und Studierenden zur Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Ursachen des Amoklaufs von Erfurt, in: *Frankfurter Rundschau* vom 18. 7. 2002, S. 6.

herrschung und Aggressionshemmung. Eine durch Verhaltenszumutungen des heutigen gesellschaftlichen Lebens hervorgerufene diffuse Wut wird durch verinnerlichte Hemmungen im Zaum gehalten. Die Sozialisation im Rahmen herkömmlicher Familien führt zur Ausbildung einer „inneren Selbstzwangapparatur“ (Norbert Elias), die dafür sorgt, dass sich die Menschen in ihr oft trostloses Schicksal fügen und eher ein Leben in stiller Verzweiflung führen, als sich aufzulehnen. Sie haben, wie Heinrich Heine bemerkte, den Stock, mit dem man sie geschlagen hat, verschluckt.

Zu Beginn des bürgerlichen Zeitalters hofften Akteure der französischen Revolution wie Robespierre auf „ein Meisterstück der Natur“: die Ausbildung einer inneren Instanz, die den Menschen quasi reflexartig darüber belehrt, was das Richtige ist, das er zu tun, und was das Falsche, das er zu unterlassen habe. Die im Entstehen begriffene bürgerlich-kapitalistische Produktionsweise verlangte nach neuen Formen der sozialen Integration – ohne permanente äußere Kontrolle und massiven Zwang. Wie schafft man es, dass Menschen arbeiten wollen und sich die Produkte ihrer Arbeit widerspruchslos wegnehmen lassen? Es wäre zu kostspielig und ineffizient, hinter jeden Arbeiter einen Polizisten zu platzieren, der ihn überwacht. Also musste die Polizei verinnerlicht werden und die Gestalt des Gewissens annehmen.

Die Psychoanalyse beschrieb die Verinnerlichung des zunächst äußeren Zwangs später als Bildung des *Über-Ichs*. Dieses bildet sich im Rahmen der patriarchalisch strukturierten Traditionsfamilie dadurch aus, dass sich das Kind – zunächst aus Furcht vor Strafe, später im günstigsten Fall aus Einsicht und freien Stücken – mit den Eltern identifiziert und ihre Ge- und Verbote in sich aufnimmt. In der Folge wird das Über-Ich auf andere Personen und Instanzen wie Lehrer, Schule, Vorgesetzte, Fabrik und die Inhaber politischer Macht übertragen, die von der familialen Vorunterwerfung profitieren und die Familie beerben. Die über weite Strecken herrschende Stabilität der bürgerlichen Gesellschaft verdankt sich dem Umstand, dass das Über-Ich den verinnerlichten Staat und der Staat die Externalisierung des Über-Ich darstellt. Zwischen dem von Heinrich Mann beschriebenen Untertan und „seinem“ Staat herrschte

tiefes Einverständnis, Realitäts- und Identitätsstruktur waren eng miteinander verzahnt.

Nun gibt es wenig Grund dafür, diesen Zustand, der seit einiger Zeit in Auflösung begriffen ist, zu idealisieren. Außerhalb privilegierter bürgerlicher Familien bestand Erziehung häufig aus bloßer Unterwerfung und gewaltsamer Erzeugung von blinder Gehorsamsbereitschaft. Das buchstäbliche Einbläuen von Regeln und Verhaltensweisen brachte autoritäre, unsichere und ängstliche Menschen hervor, die ihre unterdrückte Wut auf Minoritäten verschoben. Das, was sie unter Schmerzen in sich begruben und dann ein Leben lang krampfhaft niederhielten, bekämpften sie an Menschen und Gruppen, die diese verdrängten Impulse vermeintlich oder real verkörperten.

Man könnte den Schwund elterlich-väterlicher Autorität und das Ende jener pädagogischen Paranoia, die man lange mit Erziehung verwechselte, also begrüßen, wenn etwas qualitativ Besseres und Menschlicheres an ihre Stelle getreten wäre. Tatsächlich befinden wir uns jedoch an der Schwelle zu einem erzieherischen Nirwana.

Mit dem Anbruch des konsumistischen Zeitalters, vollends aber mit dem Übergang zum System des „flexiblen Kapitalismus“ (Richard Sennett) erweisen sich die „Produkte“ familiärer Sozialisation als dysfunktional. Dem charakterlich geprägten Menschen mangelt es nicht selten an Konsumlust und Wendigkeit. Der autoritäre Untertan mit seiner zwanghaften Neigung zu Sparsamkeit und Routine war der erwünschte Sozialcharakter des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Massenabsatz von Waren und die veränderten Verhaltensanforderungen der Industrie verlangen nun nach einem Menschentyp, der süchtig konsumiert und beruflichen und örtlichen Veränderungen offen gegenübersteht. Der charakterlich geprägte und lebensgeschichtlich an ein Bündel von festen Eigenschaften fixierte Mensch musste durch den „flexiblen Menschen“ abgelöst werden, der sich im Gleitflug den wechselnden Marktwinden überlässt und seine Bindungen an Menschen und Orte aufzugeben bereit ist.

III. Wieviel Flexibilität verträgt der Mensch?

Wer jetzt noch an erworbenem Besitz hängt, ihn hegt und pflegt, wer ein starkes Bedürfnis nach Identität, nach Stabilität der eigenen Orientierungen und Werthaltungen aufweist, droht zum Außenseiter zu werden und aus der Gesellschaft

herauszufallen. „Charakter“ wird zum Synonym für komische Figur, Sonderling, Kauz, Ich-Schwäche avanciert zur Tugend der Flexibilität. Es macht ja den Funktionswert kultureller Normen aus, dass sie den Menschen das Einfügen in die vorgefundene Wirklichkeit des Lebens erleichtern. Was aber, wenn diese Wirklichkeit sich dramatisch verändert und lebensgeschichtlich erworbene Normen und Werte irgendwann auf kein Lebensge- lände mehr so richtig passen?

Vor allem ältere Menschen machen angesichts des forcierten gesellschaftlichen Wandels die Erfahrung, dass das, „was Hänschen gelernt hat, dem Hans nichts mehr nützt“ (Peter Brückner). Sie verstehen wie Friedrich Hebbels Meister Anton die Welt nicht mehr, sind desorientiert, fühlen sich verstört und entwertet. Sie erleben die Verhaltenszu- mutungen des flexiblen Kapitalismus wie Voodoo- Imperative, als ein Zugleich von Wirklichkeits-, Erfahrungs- und Identitätsberaubung. Die Abstraktions- und Beschleunigungsschübe der Gegenwart bewirken eine massenhafte Desyn- chronisation von Realitäts- und Identitätsstruktur, die innere Gleichgewichtsstörungen und Schwin- delgefühle hervorruft. Immer mehr Menschen haben das Gefühl, dass der Film der äußeren Rea- lität schneller läuft als der innere Text, den sie dazu sprechen. Sie sehnen sich nach stationären Zuständen und hoffen, dass eines Tages die äußere Realität wieder zu ihren inneren Texten passt. Manch einen treibt diese Sehnsucht in die Arme von Rechtspopulisten, die ihm Entlasten durch die Herstellung von Übersichtlichkeit und Einmalig- keit versprechen.

Wenn eingeschliffene Lebensmuster vor dem Zusammenbruch stehen und die lebendige Einbin- dung in die Gesellschaft verlorengeht, treten starke Spannungen auf, die den Einzelnen zerrei- ßen können. Eingeebnet in das passive Hinnehmen unerträglicher Zustände, schicken sich viele Men- schen in ihren gestreckten sozialen Tod und ertra- gen, was sie nicht mehr aushalten, oft noch lang. Ihre Aggressionen werden in der Watte innerer Hemmungen stumpf und wenden sich nicht selten in Gestalt von Depression oder Krankheiten gegen die eigene Person.²

2 Dennoch kommt es in jüngster Zeit auch bei älteren Menschen gelegentlich zu Gewaltdurchbrüchen. Menschen, die an Denk-, Gefühls- und Handlungsgewohnheiten festhalten, die von außen nicht mehr bestätigt werden, geraten leicht in eine Position abseitiger Starrheit, die wahnhafte Züge annehmen kann. Sie spinnen sich in paranoide Phantasien ein, die ihre Wahrnehmung trüben und verzerren. In Frankfurt schießt Anfang 2002 ein Rentner mit einem Luftgewehr auf spielende Jugendliche, von denen er sich verfolgt und in die Enge getrieben fühlt. In einer hessischen Klein- stadt eröffnet im Mai 2002 ein achtzigjähriger Mann das

IV. Psychische Deregulierung

Die tektonischen Beben, die durch die Wucht von Modernisierungs- und Globalisierungsprozessen ausgelöst werden, erschüttern nicht nur die tragenden Gerüste des Gesellschaftsbaus, sondern auch die tradierten Formen sozialer Integration und den Innenbau der Menschen. Was da mobilisiert und flexibilisiert wird, ist eben nicht nur die Ware Arbeitskraft. Von den neuen Funktionsimperativen des hochfluiden, globalisierten Kapitals dazu aufgefordert, sich permanent psychisch umzumotieren und auf die sich drehenden Winde des Marktes wendig und prompt zu reagieren, sind immer mehr Menschen genötigt, eine fragmentarische Identität auszubilden, die „borderlineartige“ Züge trägt. Das, was man bislang für schwere Krankheitszeichen hielt und mit den Namen „narzisstische“ oder „Borderline-Störung“ belegte, droht zur sozialpsychologischen Signatur des „Neuen Zeitalters“ zu werden. Die im Namen des Neoliberalismus betriebene Deregulierung von Sozialstaat, Wirtschaft und Gesellschaft scheint mit einer psychischen und moralischen Deregulierung einherzugehen, von der das Über-Ich, das Ich und seine Modi der Abwehr gleichermaßen betroffen sind. Die Menschen geraten in den Sog einer regressiven Entstrukturierung, die dazu führen kann, dass archaische Mechanismen wie Spaltung und Projektion die Überhand über die reifen Ich-Funktionen und Abwehrmechanismen gewinnen. Da gleichzeitig die Verwandlung von „Fremdzwängen in verinnerlichte Selbstzwänge“ (Norbert Elias) nicht mehr mit ausreichender Zuverlässigkeit stattfindet, wächst die Neigung, intrapsychische Spannungen und Konflikte in die Außenwelt zu tragen und dort auszuagieren.

Die Markt- und Kapitallogik räumt nicht nur alle ihren expansiven Drang behindernden äußeren Barrieren und Kontrollen beiseite, sondern auch die im Inneren der Menschen. Der flexible Mensch soll alle Bindungen und Hemmungen ablegen, damit er zu allem fähig werde. So ist es denn auch. Man kann offensichtlich nicht beides zugleich haben: den hochflexiblen, wendigen, allseits anschlussfähigen Menschen und einen Fundus von verinnerlichten handlungsleitenden Normen und

Feuer auf den Gerichtsvollzieher und Möbelpacker, die auf richterliche Anordnung seine Wohnung räumen wollen. Er verletzt niemand, zieht sich in die Wohnung zurück, wo er sich selbst erschießt. Er habe durch die angedrohte Räumung „sein Gesicht verloren“, hatte er zuvor seinem Rechtsanwalt gesagt. Aus Fürstenfeldbruck wird aus einem Altenheim eine Art Amoklauf gemeldet: Im Juli 2002 erschießt dort ein 65-jähriger Mann seine Frau und eine Pflegerin und taucht anschließend im Trubel eines Stadtfestes unter.

Werten. Daher ist damit zu rechnen, dass es vermehrt zu unkontrollierten Trieb- und Impulsdurchbrüchen kommt, die im Extremfall die Form einer völlig ungerichteten Aggressionsentladung, des Amoklaufs annehmen können.

V. Soziale und psychische Desintegration

Eine gut integrierte Gesellschaft, in der die maßgeblichen Werte von der Mehrheit geteilt werden, in der Psyche, Bewusstsein, Gefühls-, Affekt- und Denkneigungen der Individuen in die Funktionen und Gefüge des Systems einbezogen sind, wird Desintegrationserscheinungen in einzelnen ihrer Subsysteme, also beispielsweise eine konjunkturell bedingte Schrumpfung des Arbeitsmarktes, verkraften können. Das neuartige an den Krisen der Gegenwart ist ihr umfassender Charakter. Sie erfassen die Gesellschaft weit über ihren ökonomischen Sektor hinaus, durchdringen alle Poren und Schichten des Lebens und lassen die traditionellen Formen der Subjektausstattung erodieren. Als Marie Jahoda und ihre Kollegen Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts die psychischen und sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit im ehemaligen Fabrikdorf Marienthal untersuchten, stießen sie auf Interesselosigkeit, Apathie, Alkoholismus und Resignation. Die arbeitslos gewordenen Menschen glitten „allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere“. Das sind bis heute die dominierenden Reaktionsformen auf Entwurzelungserfahrungen geblieben. Doch es mehren sich die in der Bevölkerung verstreuten „psychopathischen Schläfer“. Werden psychisch labile und narzisstisch extrem verwundbare Menschen von gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen erfasst und in eine anomische Position gedrängt, kann es zu völlig unverhältnismäßigen, entgrenzten Reaktionen kommen. Die Gesellschaft liefert ihren pathologisch verzerrten Wahrnehmungen fortwährend Material, das ihre Projektionen und wiederentflammten frühkindlichen Spaltungsneigungen bestätigt. Kränkungen und Zurückweisungserfahrungen sammeln sich an, von denen keine in Vergessenheit gerät. Der Amoklauf von Eching und Freising im Februar 2002 demonstriert, dass Kündigungen von Arbeitsverhältnissen und schulisch zugefügte Demütigungen ein hochexplosives Gemisch aus Hass und Selbsthass freisetzen können, das sich schließlich in einem amokartig erweiterten Suizid entlädt.

Es geht eben, wenn Arbeit verloren geht, viel mehr verloren als Arbeit. Desintegration, Identität

täts-, ja Existenzverlust drohen. Wenn das schon leidlich stabile Zeitgenossen in ihrem leib-seelischen Gleichgewicht erschüttert, wieviel mehr muss es jene treffen, die ohnehin Mühe haben, den Kopf über der Oberfläche der Realität zu halten und in ihr leidlich zu funktionieren? Die Funktion von Arbeit und sozialen Rollen, von Alltagsroutine und Gewohnheiten wird umso bedeutsamer, je prekärer das psychische Gleichgewicht eines Menschen ist. Arbeit zählt bei psychisch labilen und von Fragmentierung bedrohten Menschen mit einer großen narzisstischen Verletzbarkeit zu den Ich- und Selbst-Erhaltungsmechanismen. Eingeschliffene „Anpassungsmechanismen“ entlasten Paul Parin zufolge von der ständigen Auseinandersetzung mit der Außenwelt, wie die Abwehrmechanismen dies gegenüber verpönten Triebregungen tun. Anpassungsmechanismen funktionieren wie Zahnräder, die das Ich mit der Außenwelt synchronisieren. Sie erweisen sich aber nur solange als Stabilisatoren der Ich-Organisation, solange sich die sozialen Verhältnisse, unter denen eine Person lebt, nicht einschneidend ändern. Passiert genau das, treten Verzahnungsmängel auf, die das Anpassungsgefüge ins Wanken bringen. Neue Ich-Synthesen müssen entwickelt, die Identität muss umgebaut werden, was häufig neurotische oder gar psychotische Symptombildungen zur Folge hat. Das psychische Gleichgewicht gefährdeter Menschen hing an äußeren Strukturen und Stützen, deren gleichbleibendes Fortbestehen ihnen ein relativ unauffälliges Leben ermöglichte. Schwere Persönlichkeitsstörungen, die im geregelten Alltag leidlich eingekapselt waren, brechen nun auf und schieben sich in den Vordergrund. Gelingt der Rückweg in die Normalität nicht, wird der aus der Welt gefallene Mensch mehr und mehr von seiner Tagtraumwelt aufgesogen. Er brütet über seinen inneren Unglücksvorräten, und seine ins Innere zurückgenommenen psychischen Energien drohen in den Bann eines „malignen Narzissmus“ (Otto F. Kernberg) zu geraten, der in ihm den Entschluss wachsen lassen kann, seinen Abgang aus der Welt als grandiosen Rachefeldzug und als finales Feuerwerk zu inszenieren.

VI. Die „Bösen“ sind wir los, das „Böse“ ist geblieben

Was uns in Aufregung versetzt und ratlos macht, ist das gehäufte Auftreten von Taten, die sinn- und motivlos erscheinen. Der Hass, der hier zu Tage tritt, ist entweder vollkommen grundlos und „rein“, oder er steht in keiner nachvollziehbaren Relation zu dem Anlass, der den Affekt auslöste.

„Wenn die Gewalt aus der Unterdrückung ansteigt, dann der Hass aus der Entleerung“, sagt Jean Baudrillard. Man müsse den Begriff des Abfalls und des Mülls verschieben und erweitern: „Das Schlimmste ist nicht, dass wir von Abfällen umgeben und überschwemmt sind, sondern dass wir selbst in Abfall verwandelt wurden.“³ Die auf neuen Technologien basierende enorm gestiegene Produktivität des Kapitals emanzipiert sich von der Arbeit der Menschen und lässt immer mehr von ihnen wie Fische auf dem Trockenen liegen. Sie werden nicht einmal mehr ausgebeutet; schlimmer, als ausgebeutet zu werden, scheint es indessen zu sein, überhaupt nicht mehr gebraucht zu werden. Es zeuge, so Baudrillard, von einem Rest an Vitalität, wenn vor allem junge Leute auf ihre Verwandlung in menschlichen Müll mit Wut und Hass reagierten. Da die globale Herrschaft des Kapitals, die sich den Anschein unausweichlicher Naturprozesse und systemischer Sachzwänge zu geben versucht, dem klar definierten politischen Kampf keinen Anhaltspunkt und Raum mehr bietet, erzeugt sie einen Hass, der ohne Gegenstand ist. Auf ihrem Gipfelpunkt scheint sich die Konzentration ökonomischer Macht in Anonymität zu verwandeln, in einen völlig abstrakten, subjektlosen Prozess. Die aggressiven Impulse stoßen ins Leere. Wem wollten wir heute die Schuld geben? *Der Globalisierung?*

Globalisierung: Was ist das? Wer steht dahinter, wer steuert sie, hat sie einen Sitz, eine Zentrale? Was verbirgt sich hinter den Kürzeln WTO, NAFTA, MAI, IWF, Weltbank? Wer hat entscheiden, dass jetzt Globalisierung ist? Ist Globalisierung gut, schlecht, ein unabweisbares Verhängnis oder von allem ein bisschen? Für die Attentäter des 11. September symbolisierten die Türme des World Trade Center die Globalisierung, aber haben sie diese durch deren Zerstörung getroffen?

„Die Welt...“, schrieb Theodor W. Adorno, „... nähert sich dem Bild, das der Verfolgungswahn von ihr entwirft.“ Die paranoide Regression scheint das psychologische Korrelat einer undurchschaubaren Welt zu sein, die keine sicht- und greifbaren Gegner mehr bereit hält. Die Menschen sind mehr und mehr in weitläufige, anonyme Prozesse eingespannt, die sie nicht durchschauen und beeinflussen können und die dennoch über ihr Schicksal entscheiden. Wenn der Internationale Währungsfond die Vergabe von Krediten an ein Land der Dritten Welt mit der Bedingung verknüpft, Sozialabgaben zu kürzen und Importzölle abzuschaffen, sterben

³ Jean Baudrillard, Die Stadt und der Hass. Über die „kritische Masse“ und ihre Gewalt, in: Frankfurter Rundschau vom 30. 9. 1995, S. Z B 3.

dort in der Folge Tausende von Menschen. Wer aber erkennt den Zusammenhang?

Der „reine“, frei flottierende Hass ist auch das Produkt personaler Entleerung und kaum auzumachender Verantwortlichkeit. Die „Bösen“ sind wir los, das „Böse“ ist geblieben, ließe sich eine Erfahrung betiteln, welche die aus Rumänien nach Deutschland emigrierte Herta Müller in einem ihrer Romane eine Figur formulieren lässt: „*In dem anderen Land. . .*“, sagte Irene, „. . . *habe ich verstanden, was die Menschen so kaputtmacht. Die Gründe lagen auf der Hand. Es hat sehr weh getan, täglich die Gründe zu sehen. . . . Und hier. . .*“, sagte sie: „*Ich weiß, es gibt Gründe. Ich kann sie nicht sehen. Es tut weh, täglich die Gründe nicht zu sehen.*“⁴

VII. Geräte-Sozialisation

„Wir waren bis zu dieser brutalen Wahnsinnstat eine ganz normale Familie“, schreiben die Eltern von Robert Steinhäuser in einem offenen Brief. Dieser von den rat- und fassungslosen Eltern formulierte Satz lässt auch eine ganz andere, erschreckende Interpretation zu: Auch eine „ganz normale“ Kindheit in einer nach außen „ganz normal“ erscheinenden Familie kann Entbehrungen und Traumatisierungen bereithalten, die irgendwann eine destruktive Entwicklung in Gang setzen.⁵

Immer mehr Familien, die „ganz normal“ wirken, sind in Wirklichkeit geprägt von Indifferenz und Kälte: das bloße Nebeneinander von Einsamkeiten. Es mag sein, dass heutigen Kindern manches an körperlicher Rohheit und Misshandlung erspart bleibt. Aber was wie gewachsene Duldsamkeit und Verständnis den Kindern gegenüber aussieht, ist mitunter von Kindesaussetzung, Lieblosigkeit und mangelndem emotionalem Interesse kaum zu unterscheiden und grenzt an eine zeitgenössische Form von Kindesaussetzung. Hinter der gewachsenen Toleranz und Milde stehen oft Schwächen, Desorientierung und Verunsicherung der Eltern, deren eigener Wertehorizont instabil ist und die nicht wissen, woran sie sich in puncto Erziehung halten sollen. Vielfach ziehen sich Eltern deswegen aus dem Feld der Erziehung zurück und überlassen ihre Kinder sich selbst und der expandierenden Welt technischer Geräte. Aber auch Eltern, die sich ihren Erziehungsaufgaben verantwor-

tungsvoll stellen und das Über-Ich ihrer Kinder strukturieren wollen, müssen registrieren, dass sie das Monopol auf Prägung ihres Nachwuchses längst eingebüßt haben und dass sie mit anderen, zum Teil mächtigeren Einflüssen konkurrieren müssen.

Die „psychische Geburt des Menschen“ (Margaret S. Mahler) ist in all ihren Stadien einer Fülle von Schädigungsmöglichkeiten ausgesetzt, von denen hier nur einige Erwähnung finden können. Auch im Feld der Erziehung stoßen wir auf Aspekte von Entleerung. Kinder und Jugendliche wollen und müssen ausprobieren, wie weit sie gehen und die Grenzen verschieben können. Für ihren Selbst- und Weltbezug ist es wesentlich, dass sie dabei irgendwann an Grenzen stoßen, die ihnen Widerstand bieten und zu einer halbwegs realistischen Selbsteinschätzung verhelfen. Diese entsteht nicht im luftleeren Raum, sondern nur in der Auseinandersetzung mit leibhaftig anwesenden Bezugspersonen, die dem Kind Gelegenheit geben, sich mit seinen Möglichkeiten und Grenzen vertraut zu machen. Nur so lernt das Kind, mit unerlässlichen Versagungen und Frustrationen umzugehen und ein realistisches Bild von den eigenen Möglichkeiten zu entwickeln. Gehen die kindlichen Suchbewegungen ins Leere, bleiben frühkindliche Phantasien von Allmacht und Grandiosität erhalten, die dann angesichts zwangsläufig erfahrener Enttäuschungen eine endlose Kette von Frustrationen und Kränkungen nach sich ziehen, die sich im Inneren ansammeln und irgendwann einen primitiven Racheimpuls auslösen und zum Ausbruch lang gestauter „narzisstischer Wut“ führen können. Selbst kleine Enttäuschungen und Zurückweisungen, die anderen läppisch erscheinen mögen, werden als Signal einer drohenden narzisstischen Katastrophe bedeutet, gegen die Kampf mit allen Mitteln geboten ist. Nur wer Bedingungen „optimaler Versagung“ und konturierte und konturierende Bezugspersonen vorfindet, wird psychische Strukturen ausbilden können, die zwischen Außen- und Innenwelt vermitteln, Orientierung ermöglichen und das Subjekt instand setzen, mit Enttäuschungen, Frustration und Kritik einigermaßen gelassen umzugehen.

„Ist denn da keiner und niemand und nichts? Was muss ich tun, damit jemand kommt und sich meiner Angst und Wut annimmt, die mich zu zerreißen drohen?“, könnten viele heutige Kinder, die an ihre technischen „Spielzeuge“ angekettet sind wie Platons Höhlenbewohner an ihre Bänke, fragen. Sie leben in einer „Echowelt“ (Dorothea Dieckmann), die ihnen immer nur die eigene Stimme zurückwirft. Selbst wenn das pädagogische Engagement der Erwachsenen die Form von

4 Herta Müller, *Reisende auf einem Bein*, Berlin 1989, S. 130.

5 Einen Versuch, die Erfurter Ereignisse zu verstehen, findet man im Buch des Verfassers, *Gewalt, die aus der Kälte kommt*, Gießen 2002.

Strafe oder gar Schlägen annähme, wäre das immer noch leichter zu ertragen als vollkommene Indifferenz und eine berührungslöse Leere, die sich im Innern der Kinder breit macht. Gewalt kann unter diesen Bedingungen zum verzweifelten Versuch werden, „zum Anderen vorzudringen“ (Jessica Benjamin). Wenn alle noch tastenden kindlichen oder jugendlichen Hilferufe ins Leere gehen, stellt sich ein Gefühl des Existierens irgendwann nur noch ein, wenn „es kracht“ oder gar Blut fließt.

Christoph Türcke hat gezeigt, dass auch der modische Trend, sich tätowieren oder piercen zu lassen, dieser Dynamik entspricht.⁶ Tattoo, Piercing, Branding erschließen sich vor diesem Hintergrund als ein Aufbegehren gegen einen Mangel an leiblicher Anwesenheit und sinnlicher Dichte in einer mikroelektronisch verflüchtigten, ungreifbaren Welt. Die Grenzen zwischen Körperschmuck und der neuen Massenkrankheit, sich selbst zu verletzen, sind fließend. Immer mehr Menschen greifen, wenn innere Spannungen und Gefühle der Leere überhand nehmen, zu Messer oder Rasierklinge und ritzen sich die Haut auf. Ein unerträglicher seelischer Schmerz wird durch einen lokalisierbaren körperlichen Schmerz ersetzt. Die Wunde wird zum Ventil, durch das quälende innere Spannungen entweichen. Nur der Schmerz ermöglicht ein Gefühl der Identität, der Grenzziehung zwischen innen und außen, Ich und Welt.

„Heute entscheidet in der Erziehung weniger die väterliche Brutalität . . ., sondern eine bestimmte Art von Kälte und Beziehungslosigkeit, die die Kinder in ihrer frühen Kindheit erfahren“, schrieb Theodor W. Adorno bereits 1962.⁷ Von nichts und niemandem manifest unterdrückt und doch um das Wesentliche betrogen, wachsen psychisch frigide Menschen heran, die nicht wissen, wer an ihnen und ihrem namenlosen Unglück schuld ist und wohin sie sich mit ihrer gestauten Wut wenden sollen. Hass und diffuses narzisstisches Unbehagen stammen heute überwiegend nicht aus missglückten Objektbeziehungen und Wunden, die von

6 „Wie vergewissert man sich unter Bedingungen allgemeiner Audiovisualität seiner Selbst? Indem man sich rituell sticht, sich ein ‚Da‘ gibt: eine eindeutige, klar lokalisierbare Empfindung, die dem gesamten Nervensystem, vom Gleichgewichtssinn bis zu den höchsten Wahrnehmungsleistungen, eine unzweifelhafte Orientierung, einen Halt gibt; Halt übrigens auch im Sinne von Haltbarkeit. Man will sich etwas Bleibendes eindrücken.“ Christoph Türcke, *Erregte Gesellschaft. Philosophie der Sensation*, München 2002, S. 73. Vgl. dazu auch: Götz Eisenberg: *Amok – Kinder der Kälte. Über die Wurzeln von Wut und Hass*, Reimbek 2000, S. 125 ff.

7 Theodor W. Adorno, *Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute*, in: *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1971, S. 121.

strengen Eltern zugefügt wurden, sondern aus Bindungslosigkeit und Erziehungsverweigerung, die auch und vielleicht gerade in den Mittelschichten verbreitet sind. Nichts und niemand gibt den Trieben der Kinder und Jugendlichen Dauer und Form, ihr Selbstgefühl kann sich an der Waren- und Geldsubjektivität ihrer Umgebung nicht erwärmen. Ihr Inneres verwandelt sich in eine Gletscherlandschaft eingefrorener Gefühle und psychischer Prozesse. Das Resultat der erzieherischen Verwahrlosung kann ein subjekt- und objektloser Hass sein, der vollkommen „rein“ ist und vermehrt frei flottierende, blinde Gewalt hervorruft, die Polizei, Justiz und forensischen Gutachtern Rätsel aufgibt. Ihre Suche nach erkennbaren Motiven fördert nichts Greifbares zutage. Was aber, wenn genau dies Fehlen greifbarer Motive das Motiv wäre?

VIII. Ein moralisches Ozonloch

Die Moral hat im Über-Ich ihren Sitz. Nach allem, was wir eben diskutiert haben, darf es uns nicht wundern, wenn es um die Moral zunehmend schlecht bestellt ist. Kulturelle Normen und Werte werden nur dann verinnerlicht, wenn sie in der Auseinandersetzung mit leibhaftig anwesenden Eltern, die selber über verbindliche Orientierungen und eine leidlich stabile Identität verfügen, erfahrbar werden. Ein „Kollateralschaden“ des flexiblen Kapitalismus besteht darin, dass er die Formen zu zerstören beginnt, in denen sich die bürgerliche Gesellschaft die menschliche Natur bislang angeeignet und einer zivilisatorischen Formung unterzogen hat. Richard Sennett⁸ hat gezeigt, dass Charakter- und Identitätsbildung der nachwachsenden Generationen aufs Höchste bedroht sind, wenn die Imperative des Marktes und einer auf Kurzfristigkeit basierenden Ökonomie in den familiären Raum eindringen und auf die Sozialisationsprozesse durchschlagen. Wie soll die kulturelle und moralische Transmission, die auf eine gewisse raum-zeitliche Kontinuität und Verlässlichkeit angewiesen ist, in einer hektischen und flüchtigen Welt vonstatten gehen? Wie sollen Eltern, die beruflich zu Flexibilität und Mobilität gezwungen sind, ihren Kindern langfristige Tugenden und Bindungsfähigkeit vorleben und vermitteln? Unter solchen Bedingungen werden außengeleitete, „driftende“ Menschen heranwachsen, die immer ausschließlicher an den Kursgewinnen ihrer „Ich-Aktien“ interessiert sind und ihren Mantel „nach jedem Wind hängen, bis sie selbst

8 Vgl. Richard Sennett, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998, S. 15 ff.

fast zu diesem Mantel werden“ (Friedrich Nietzsche).

Der marktgängige und allseits kompatible Mensch „verkauft“ sich am besten, wenn er Moral auf jenes Minimum schrumpfen lässt, das gerade noch vor strafrechtlicher Verfolgung schützt. Eine primär an den Zweckvorgaben des Marktes und der Maximierung des Shareholder Value orientierte Globalisierung produziert am gesellschaftlichen Werthimmel ein sich stetig ausdehnendes moralisches Ozonloch.

IX. „Entinnerlichung“ der sozialen Kontrolle

Existenzangst, narzisstische Krisen und Katastrophen gehören in einer Gesellschaft, die immer mehr Menschen signalisiert, dass sie sie nicht benötigt, zum Alltag. Unter der Voraussetzung einer verbreiteten psychischen Entstrukturierung droht bei wachsenden Anomieerfahrungen auch ein Anstieg des Aggressionspegels. Wenn wir nicht energisch gegensteuern und den hemmungslos gewordenen ökonomischen Prozess in eine neue Form solidarischer Gesellschaftlichkeit einbinden, drohen blinde Aggression und Amoklauf zur kriminellen Physiognomie des angebrochenen globalen Zeitalters zu werden.

Gesellschaften, die strukturell lernunfähig sind, reagieren auf einen Anstieg des Gewaltvolumens mit dem Ausbau ihres Polizeiapparats und einer Militarisierung der inneren Sicherheit. Mehr fällt ihnen nicht ein. Statt an die Ursachen von sozialer und psychischer Desintegration zu rühren und den Anomie- und Panikpegel zu senken, geben marktradikale Gesellschaften riesige Summen dafür aus, die Folgen der Desintegration repressiv zu bekämpfen und ihre Ursachen bestehen zu lassen.

Der prekäre soziale Frieden in der bürgerlichen Gesellschaft stützte sich auf eine geschichtlich entstandene Umwandlung von Fremdzwängen in Selbstzwang. Manifeste Gewalt, die in der Phase der Herausbildung der „inneren Selbstzwangapparatur“ (Norbert Elias) an der Tagesordnung war, konnte sich nach deren Durchsetzung in Strukturen und Institutionen zurückziehen, aus denen sie nur in den Fällen manifest hervortrat, wo die Verinnerlichung missglückte. Gewalt wurde im Alltag stumm und unsichtbar, ohne indessen verschwunden zu sein. In dem Maße nun, wie die Bedingungen für die Verwandlung von Fremd- in Selbstzwang sich auflösen und die innere Polizei des

Gewissens ihren Dienst nicht mehr mit ausreichender Zuverlässigkeit versieht, muss die äußere Polizei, muss Fremdzwang wieder vermehrt in Erscheinung treten. Werden wir gegenwärtig nicht Zeugen des Übergangs des sozialen und demokratischen Rechtsstaats in einen „Präventionsstaat“ (Heribert Prantl), der seinen Bürgern mit generalisiertem Misstrauen begegnet und sie unter permanente Beobachtung stellt? Die Disziplinargesellschaft, deren Mechanismen und Funktionsweisen Michel Foucault präzise beschrieben hat, entwickelt sich zur Kontrollgesellschaft. An die Stelle der inneren Stimme des Gewissens, das Handlungsmotive und Verhaltensweisen der Menschen auf ihre Sozialverträglichkeit durchmustert, treten das Auge der Überwachungskamera und „Prävention“, die bereits im „Vorfeld des Verdachts“ ein Zugreifen ermöglicht. Die hier angedeuteten Prozesse bilden den Hintergrund, vor dem sich die viel gepriesene „kopernikanische Wende“ der Polizeiarbeit zur Strategie der „Null-Toleranz“ vollzieht. Nicht nur in den USA scheint man entschlossen, die durch die Globalisierung aufgeworfenen neuen sozialen Fragen polizei- und justizförmig zu lösen. Die Ereignisse des 11. September 2001 hat man weltweit zum Anlass genommen, Gewalt- und Überwachungsapparate auszubauen, die die „Neue Weltordnung“ gegen die Massen der aus ihr Herausgefallenen und ihre verzweifelten Ausbruchversuche sichern sollen. Die neue US-Militärdoktrin betrachtet die ganze Welt als ein Vorfeld amerikanischer Interessen und Sicherheit und dehnt die Strategie der „Null-Toleranz“ und der „Prävention“ im Sinne einer Weltpolizei planetarisch aus.

X. Der Amoklauf des Geldes

Wir möchten uns im Spiegel von Amoklauf und Terror nicht selbst erkennen und neigen dazu, die entgrenzte Gewalt zu betrachten, als stamme sie von einem fremden Stern. Dabei ist es das wahn-sinnig anmutende Bestreben der Amokläufer und Terroristen, möglichst viele Unbeteiligte in den eigenen Untergang mitzureißen, durchaus von dieser Welt. Der gewaltsame und menschenfeindliche Charakter einer auf Kälte, Konkurrenz und Gleichgültigkeit getrimmten Gesellschaft und ihre Tendenz zur Selbstzerstörung werden vom Amokläufer gleichsam aus der Abstraktion gerissen. Je unmittelbarer die Täter das Ergebnis ihrer und unserer gesellschaftlichen Verhältnisse sind, desto lauter ist unser Aufschrei.

Das Verhalten von Amokläufern weist eine mehr als nur formale Analogie zum Vorgehen der *Global Player* der Geldwelt auf, die sich mitunter wie Gurus von Selbstmordsekten verhalten. Sind die Strategen der „New Economy“ nicht einem ähnlichen Muster gefolgt, als sie in ihren absehbaren Untergang möglichst viele Leichtgläubige mit hineinrissen? Setzen spekulierende Konzernchefs nicht das Vermögen ganzer Völker aufs Spiel?⁹

Da werden im Namen des kurzfristigen Gewinns soziale Strukturen planiert, die über Jahrzehnte gewachsen sind und den Menschen Schutz vor den schlimmsten Auswüchsen des Kapitalprinzips boten. Da wird flexibilisiert, dereguliert und privatisiert, da werden Kosten gesenkt ohne Rücksicht auf soziale und ökologische Folgen. Von den hoch entwickelten Ländern werden Rohstoffe und

⁹ Wer das für eine Übertreibung hält, lese das Buch von Christiane Grefe/Mathias Greffrath/Harald Schumann, *attac. Was wollen die Globalisierungskritiker?*, Berlin 2002.

natürliche Ressourcen in ungebremstem Tempo verbraucht, und außer Kosmetik unternehmen sie nichts gegen die irreversible Schädigung der Biosphäre. Von der wertzynischen Motorik des Geldes werden sozialmoralische Polster und Traditionsbestände verzehrt, ohne die ein Gemeinwesen nicht existieren und menschliche Identitätsbildung nicht gelingen kann.

Ein hemmungslos gewordener Kapitalismus ist im Begriff, seine und unser aller Existenzbedingungen zu zerstören. Wenn alles Hemmende beseitigt ist, wird es auch nichts mehr geben, das trägt und zusammenhält. Eine Welt, die nur noch aus Märkten besteht, wird sich als nicht lebbar, ja nicht einmal funktionsfähig erweisen. Wenn es uns, den heute lebenden Menschen, nicht gelingt, das Steuer herumzureißen und die Gefahren des entfesselten Marktes zu stoppen, drohen wir am Ende Zeugen eines martwirtschaftlichen Schiffsuntergangs zu werden, von dem wir *alle* betroffen sind, nämlich als Opfer.

Gewalttätig durch Medien?

I. Einführung

Obwohl es keinen Bereich der Medienwirkungsforschung gibt, zu dem mehr Studien vorliegen, ist die Publikationsflut zur Thematik „Medien und Gewalt“¹ ungebrochen. Schätzungen gehen von inzwischen über 5 000 Untersuchungen zu diesem Problem aus, wobei die Quantität der Veröffentlichungen jedoch wenig über die Qualität der Forschungsergebnisse aussagt.²

Allerdings sind in der Forschung in den letzten Jahrzehnten durchaus Fortschritte erzielt worden. Aufgrund der inzwischen vorliegenden Befunde besteht heute Konsens darüber, dass Mediengewalt negative Effekte haben kann, wobei allerdings nicht von einem simplen Ursache-Wirkung-Zusammenhang ausgegangen werden darf und nicht die relativ wenig gefährdete Gesamtbevölkerung betrachtet werden muss, sondern vielmehr bestimmte Problemgruppen im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen sollten.

Die Komplexität der Forschungsbefunde und die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Mediengewalt und realer Gewalt ist der Öffentlichkeit allerdings nur schwer zu vermitteln. Nicht zuletzt dadurch, dass jeder täglich mit Massenmedien umgeht, bestehen in Bezug auf deren Wirkungen fest verankerte populärwissenschaftliche Vorstellungen, zu deren Verbreitung die Massenmedien selbst beitragen.

Die Medienwirkungsforschung ist ein gutes Beispiel für die Anwendung einer so genannten „Do It Yourself Social Science“ (DYSS), bei der als

1 Im Folgenden wird unter personaler Gewalt (Aggression) die beabsichtigte physische und/oder psychische Schädigung einer Person, von Lebewesen und Sachen durch eine andere Person verstanden.

2 Hinsichtlich der Qualität der Forschung gilt noch immer ein Resümee, das die Kommission „Wirkungsforschung“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1986 gezogen hat, nämlich dass die Forderung nach *der* einen Theorie der Medienwirkung nicht erfüllbar ist, weil die Medien und ihre Inhalte viel zu verschieden seien. Auch sind die Randbedingungen, unter denen die Medien wirken, viel zu komplex, als dass es möglich ist, sie in einem konsistenten Satz von Hypothesen zusammenzufassen. Auf die komplizierte Frage nach den möglichen Wirkungen kann keine einfache Antwort gegeben werden. Vgl. DFG, Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland, Weinheim 1986.

Faustregel gilt: Je simpler eine These aussieht, desto attraktiver und erfolgreicher ist sie für Außenstehende. Auf diese Weise ist die Annahme, Mediengewalt führe in aller Regel zu gesteigerter Aggressivität, schon fast zur kulturellen Selbstverständlichkeit geworden. In der Propagierung solch einfacher Kausalzusammenhänge liegt eine in der öffentlichen Diskussion bislang wenig beachtete Gefahr: Verhaltensauffälligen oder delinquenten Jugendlichen kann ein willkommenes Argument zur Rationalisierung bzw. Rechtfertigung ihrer Tat und zur Abwälzung von Verantwortung geliefert werden.³

Bei aller Kritik an der öffentlichen Medien- und Gewalt-Debatte ist jedoch auch zu berücksichtigen, dass Forschungsbefunde oft nicht zufrieden stellend kommuniziert werden. Noch immer trifft der von Peter Glotz⁴ gegen die Kommunikationswissenschaft erhobene Vorwurf zu, dass sie im Umgang mit der Öffentlichkeit häufig unfähig sei. Die seriöse Forschung gebe sich versonnen Detailstudien hin und überlasse das Feld der öffentlichen Meinung Autoren wie Neil Postman und Marie Winn, deren Bücher (z. B. „Das Verschwinden der Kindheit“ oder „Wir amüsieren uns zu Tode“ von Postman bzw. „Die Droge im Wohnzimmer“ von Winn) sich durch simple, monokausale Erklärungsansätze und eine überpointierte Darstellung auszeichnen. Diese Publikationen sind aber von wissenschaftlicher Warte aus nur insofern interessant, als ihre hohe Popularität einen Indikator für weit verbreitete kollektive Ängste hinsichtlich möglicher negativer Wirkungen des Fernsehens darstellt.

Um eine differenziertere Einschätzung der Gefährlichkeit medialer Gewaltdarstellungen zu ermöglichen, werden im Folgenden Thesen und Befunde zur Wirkung von Mediengewalt vorgestellt.⁵

3 Zwei Befragungen von Psychologen und Psychiatern bzw. im Jugendstrafrecht tätigen Richtern und Staatsanwälten haben ergeben, dass derartige Rationalisierungsversuche inzwischen häufig vorkommen. Vgl. die Beschreibung dieser beiden Studien im weiteren Verlauf dieses Beitrags.

4 Vgl. Peter Glotz, *Das Spannungsfeld Wissenschaft – Politik – Medien*, in: Dieter Roß/Jürgen Wilke (Hrsg.), *Umbruch in der Medienlandschaft*, München 1991, S. 22–29, hier S. 22.

5 Zu einer ausführlichen Darstellung vgl. Michael Kunczik, *Gewalt und Medien*, Köln – Weimar – Wien 1998⁴.

II. Ausgewählte Thesen zur Wirkung von Gewaltdarstellungen

Anhänger der *Katharsisthese* gehen von der Existenz eines angeborenen Aggressionstriebes aus. Sie behaupten, durch das dynamische Mitvollziehen von an fiktiven Modellen beobachteten Gewaltakten in der Phantasie werde der Drang des Rezipienten abnehmen, selbst aggressives Verhalten zu zeigen. Die Katharsisthese, die sich bis auf Aristoteles zurückführen lässt, kann als widerlegt angesehen werden. In einer jüngeren Studie von Jürgen Grimm konnte allerdings im Hinblick auf Gewaltdarstellungen in den Kampfsportfilmen „Rambo“ und „Savage Street“ zumindest kurzfristig eine Aggressionsminderung nachgewiesen werden.⁶ Diese Aggressionsminderung war nicht mit Hilfe der Konzepte Furcht/Angst im Sinne der so genannten *Inhibitionsthese* zu erklären, der zufolge das Betrachten von Gewaltdarstellungen Aggressionshemmungen auslöst.

Eine Variante der Katharsisthese stellt die *These der kognitiven Unterstützung* dar. Diese besagt, dass die Fähigkeit zur Phantasietätigkeit es ermögliche, den unmittelbaren Ausdruck von Impulsen zu kontrollieren. Für Individuen mit geringen kognitiven Fähigkeiten und einer schwach entwickelten Phantasie sei das Fernsehen eine wichtige Quelle für phantasieanregendes Material, durch das die Fähigkeit zur Kontrolle aggressiver Impulse eine kognitive Unterstützung erfahre. Auch für diese These gibt es keine überzeugenden empirischen Befunde.

Die *Habitualisierungsthese* basiert auf der empirisch gesicherten Annahme, dass ein einzelner Film kaum in der Lage ist, Einstellungen oder sogar Persönlichkeitsstrukturen dauerhaft zu verändern. Stattdessen werden langfristige, kumulative Effekte betont. Der Habitualisierungsthese zufolge nimmt die Sensibilität gegenüber Gewalt durch den ständigen Konsum von Fernsehgewalt ab, bis Aggression schließlich als normales Alltagsverhalten betrachtet wird. Die Problematik der Habitualisierungsthese liegt darin, dass in den entsprechenden Studien die wiederholte Betrachtung von Fernsehgewalt sehr unterschiedlich verstanden und operationalisiert wird. Die Befunde müssen als bruchstückhaft, zusammenhanglos und widersprüchlich bezeichnet werden. Dies zeigte

6 Vgl. Jürgen Grimm, Fernsehgewalt. Zuwendungsattraktivität, Erregungsverläufe, Sozialer Effekt. Zur Begründung und praktischen Anwendung eines kognitiv-physiologischen Ansatzes zur Medienwirkung am Beispiel von Gewaltdarstellungen, Opladen – Wiesbaden 1999.

etwa eine Meta-Analyse der zur Habitualisierungsthese vorliegenden Forschungsbefunde, in der insgesamt 30 Studien zu dieser Thematik für den Zeitraum 1983 bis 1992 identifiziert wurden. Die Analyse kam zu dem Schluss, dass die Habitualisierungsthese noch der empirischen Untersuchung bedarf⁷ – ein Urteil, das auch heute noch gültig ist.

Langfristige Medienwirkungen stehen auch im Mittelpunkt der so genannten *Kultivationsthese*. Diese beruht auf der Annahme, dass häufig und über einen längeren Zeitraum hinweg angesehene Gewaltdarstellungen in Unterhaltungsprogrammen v. a. die Vorstellungen der Vielseher von der Realität beeinflussen, sie die Häufigkeit von Verbrechen überschätzen lassen und die Furcht vor Verbrechen steigern. Stärker als bei Rezipienten, die wenig fernsehen, übernehmen Vielseher das Realitätsbild, das ihnen das Fernsehen bietet und in dem Kriminalität überrepräsentiert sei. Auch diese These ist nicht unumstritten.⁸ So wäre zu prüfen, ob das Fernsehen die Rezipienten tatsächlich furchtsamer macht oder sich nicht eher furchtsame Rezipienten stärker dem Fernsehen zuwenden. Auch sagt der hohe Medienkonsum noch nichts über die Art der konsumierten Inhalte aus, und der mit Vielsehen evtl. einhergehende Abstumpfungseffekt könnte die Wirkung mindern.

Die eher simple *Suggestionsthese*, die besagt, dass die Beobachtung von Mediengewalt beim Rezipienten zu einer Nachahmungstat führe, wird in der wissenschaftlichen Literatur nicht mehr vertreten. Eine Reihe von Studien stützt jedoch die These, dass für bestimmte Rezipienten das Konzept der Suggestion unter bestimmten Bedingungen zur Erklärung von in der natürlichen Umgebung auftretenden Effekten von Mediengewalt geeignet ist. So stieg die Selbstmordziffer nach der Veröffentlichung von Berichten über Selbstmorde (z. B. von Marilyn Monroe) an.⁹ In Anlehnung an Goethes Werk *Die Leiden des jungen Werther*, das wegen befürchteter Nachahmungstaten (Selbstmord) in einigen Ländern verboten war, wird

7 Vgl. Werner Fröhlich/Michael Kunczik u. a., Habituation an Mediengewalt – eine Metaanalyse, unv. Forschungsbericht, Mainz 1993.

8 Dagegen sprechen etwa die Befunde einer jüngeren Studie von Jürgen Grimm, der zufolge Gewaltdarstellungen zwar teilweise zunächst zu mehr Angst beitrugen, es aber dennoch in der Regel zu einem Abbau von „Scary-World-Ansichten“ (d. h. der Vorstellung, in einer bedrohlichen Welt zu leben) kam (vgl. J. Grimm Fernsehgewalt [Anm. 6]). Zu den Schwachpunkten der These vgl. M. Kunczik (Anm. 5), S. 133–145 und Michael Kunczik/Astrid Zipfel, Publizistik. Ein Studienhandbuch, Köln – Weimar – Wien 2001, S. 403–408.

9 Vgl. David P. Phillips, The Influence of Suggestion on Suicide: Substantive and Theoretical Implications of the Werther Effect, in: American Sociological Review, 39 (1974), S. 340–354.

hier vom „Werther-Effekt“ gesprochen. Auch in Deutschland gibt es Befunde, die für eine Nachahmung von im Fernsehen gezeigtem fiktivem Selbstmord sprechen.¹⁰

Die Vertreter der „*Excitation-Transfer*“-These gehen davon aus, dass Medieninhalte (Gewalt, aber auch Erotik, Humor usw.) unspezifische emotionale Erregungszustände beim Rezipienten auslösen können, die ein „Triebpotenzial“ bilden. Welches Verhalten daraus resultiert, hängt von Situationsfaktoren ab und steht mit der Qualität des gesehenen Inhalts in keinerlei Zusammenhang. Die These besagt lediglich, dass residuale, d. h. noch nicht abgebaute Erregung in Situationen, die zu der die Erregung bewirkenden Situation keinerlei Beziehung aufweisen müssen, zu intensiverem Verhalten führt („Transfer of Excitation“). Bei einer entsprechenden situationsbedingten Motivation könnten erotische Medieninhalte ebenso gewalttätiges Verhalten fördern, wie gewalthaltige Inhalte in der Lage wären, prosoziale Handlungen zu unterstützen.

Der Erregungszustand des Individuums und Situationsfaktoren spielen auch bei der *Stimulationsthese* eine Rolle. Dieser Ansatz ist insbesondere mit dem Namen Leonard Berkowitz¹¹ verbunden. Berkowitz zieht aus seinen Experimenten den Schluss, das Betrachten bestimmter (z. B. als gerechtfertigt gezeigter) Gewalt führe unter bestimmten Bedingungen zu einer Zunahme aggressiven Verhaltens. Zu diesen Bedingungen gehören persönlichkeitspezifische und situative Faktoren. Bei den persönlichkeitspezifischen Faktoren handelt es sich v. a. um durch Frustration bewirkte emotionale Erregung. Unter situativen Bedingungen versteht Berkowitz z. B. aggressionsauslösende Hinweisreize, die entweder mit gegenwärtigen Ärgernissen oder vergangenen Erlebnissen assoziiert werden oder grundsätzlich aggressionsauslösend wirkten, wie z. B. Waffen. Nach Berkowitz schafft ein durch Frustration bewirkter Zustand emotionaler Erregung eine Disposition für Aggression bzw. ein Handlungspoten-

zial, bei dem die Gewaltdarstellung, insbesondere wenn sie Ähnlichkeiten zur realen Situation der Person aufweist, aggressives Verhalten auslöst. Abgesehen davon, dass sich die Aussagen von Berkowitz nur auf sehr kurzfristige Medienwirkungen beziehen, können seine Experimente aufgrund diverser methodischer Mängel nicht als Beweis für einen Stimulationsmechanismus gewertet werden.¹² Auch andere Studien konnten diese These nicht eindeutig nachweisen.

Zur Einordnung der mittel- und langfristigen Wirkungsbefunde der Medien- und Gewalt-Forschung scheinen *lerntheoretische* Überlegungen am besten geeignet zu sein. Vertreter der Lerntheorie sind davon überzeugt, dass sich Verhalten aus einer ständigen Wechselwirkung von Persönlichkeits- und Umweltfaktoren ergibt und keiner dieser beiden Bereiche isoliert betrachtet werden kann. Albert Bandura¹³ geht in seiner Theorie des Beobachtungslernens davon aus, dass sich Menschen, indem sie (in der Realität oder in den Medien) das Verhalten anderer Personen verfolgen, Handlungsmuster aneignen („Lernen am Modell“). Ein zentraler Aspekt der Lerntheorie besteht jedoch in der Annahme, dass der reine Tatbestand des Erlernens von Verhaltensweisen noch nichts über deren tatsächliche Ausführung sagt. Die Lerntheorie nimmt an, dass der Mensch in der Lage ist, die Ausübung einer Handlung von deren vermutlichen Konsequenzen abhängig zu machen. Normalerweise unterliegt gewalttätiges Verhaltenspotenzial Hemmungen, d. h. regulativen Mechanismen wie sozialen Normen, Furcht vor Bestrafung und Vergeltung, Schuldgefühlen und Angst, die verhindern, dass Aggression zu Tage tritt. Ob aus den latenten Handlungsmodellen manifestes Verhalten resultiert, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Hierzu zählen neben der Ähnlichkeit der Situation und dem Vorhandensein der entsprechenden Mittel für eine Imitation (z. B. Besitz von Waffen) in erster Linie die Konsequenzen eines solchen Verhaltens (Erfolg bzw. Misserfolg, Belohnung bzw. Bestrafung usw.) sowohl für das Modell als auch für den Beobachter. Erfolg des Modellverhaltens ist als stellvertretende Bekräftigung des Beobachters zu verstehen.

Insgesamt werden im Rahmen der Lerntheorie neben den Merkmalen von *Medieninhalten* (z. B. Stellenwert, Deutlichkeit, Nachvollziehbarkeit von Gewalt, Effizienz, Rechtfertigung, Belohnung von Gewalt) die *Eigenschaften des Beobachters* (z. B.

10 1981 und 1982 strahlte das ZDF den sechsteiligen Fernsehfilm *Tod eines Schülers* aus, in dem ein 19-jähriger Schüler von der Eisenbahn überrollt wird. Imitationen des Selbstmordes waren am deutlichsten bei solchen Personen nachzuweisen, die dem Rollenmodell am meisten ähnelten; in diesem Fall 15- bis 19-jährige männliche Jugendliche, für die eine Zunahme der Selbstmorde in der im Fernsehen gezeigten Weise um 175% festzustellen war (Beobachtungszeitraum: 70 Tage nach der jeweils ersten Sendung). Die Auswirkungen der zweiten Ausstrahlung des Fernsehspiels waren wesentlich schwächer. Vgl. Armin Schmidtke/Heinz Häfner, Die Vermittlung von Selbstmordmotivation und Selbstmordhandlung durch fiktive Modelle. Die Folgen der Fernsehserie „Tod eines Schülers“, in: *Der Nervenarzt*, 57 (1986), S. 502–510.

11 Vgl. z. B. Leonard Berkowitz, *Roots of Aggression*, New York 1969.

12 Zu den Mängeln der Studien von L. Berkowitz vgl. ausführlich M. Kunzlik (Anm. 5), S. 86 f.

13 Vgl. z. B. Albert Bandura, *Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse*, Stuttgart 1979, oder ders., *Sozial-kognitive Lerntheorie*, Stuttgart 1979 (zuerst 1973).

Wahrnehmungsfähigkeiten, Erregungsniveau, Charaktereigenschaften, Interessen, frühere Erfahrungen, wie z. B. Bekräftigung erworbener Verhaltensmuster) sowie die *situativen Bedingungen* (z. B. Sozialisation, Normen und Verhaltensweisen in der familiären Umwelt und in den Bezugsgruppen, d. h. Peergroups) als Einflussfaktoren bei der Wirkung von Mediengewalt einbezogen. Dabei berücksichtigt die Lerntheorie, dass Handeln durch Denken kontrolliert wird und verschiedene Beobachter identische Inhalte unterschiedlich wahrnehmen und daraus auch unterschiedliche Verhaltenskonsequenzen ableiten können. So gesehen ist auch der Befund, dass Kinder, die keine Präferenz für brutale Medieninhalte besitzen, selbst nach langem Kontakt mit Mediengewalt keinerlei Neigung zeigen, dieses Verhalten nachzuahmen,¹⁴ kein Widerspruch zur Lerntheorie.

Angesichts der vorangegangenen Überlegungen sowie des Tatbestandes, dass das Fernsehen nur einer von vielen die Persönlichkeitsentwicklung beeinflussenden Faktoren ist, wäre in Feldstudien ein relativ schwacher positiver Zusammenhang zwischen dem Konsum von Fernsehgewalt und der späteren Aggressivität zu erwarten. Betrachtet man die in den verschiedenen Ländern durchgeführten Studien, dann ergibt sich genau dieses Muster. Während die einzelnen Korrelationskoeffizienten jeweils für sich nicht kausal interpretierbar sind, spricht das Gesamtmuster der Befunde für einen Einfluss des Fernsehens auf spätere Aggressivität. Die Resultate der Feldstudien entsprechen auch von der Stärke her den Erwartungen, die aufgrund lerntheoretischer Überlegungen gehegt werden. Die Koeffizienten variieren ungefähr zwischen 0,1 und 0,2, d. h., etwa zwischen ein und vier Prozent des späteren aggressiven Verhaltens wird in den Feldstudien durch den vorherigen Konsum von Fernsehgewalt erklärt. Allerdings hat es sich durchgesetzt, Korrelationskoeffizienten, deren Stärke geringer als 0,2 ist, als unbedeutend und uninterpretierbar zu betrachten. Der Einwand, dass die Werte zu schwach sind, berücksichtigt aber nicht, dass eine im Schnitt recht schwache Beziehung für alle Probanden eines Samples für einige Personen bzw. Personengruppen einen durchaus starken Zusammenhang bedeuten kann. So scheint bei bestimmten Rezipienten ein sich selbst verstärkender Prozess in dem Sinne vorzuliegen, dass der Konsum violenter Medieninhalte die Wahrscheinlichkeit aggressiven Verhaltens, aggressiver Einstellungen und/oder Phantasien erhöht. Dadurch steigt die Wahrscheinlichkeit, dass violente Medieninhalte als attraktiv angesehen

14 Vgl. Brent J. Slife/Joseph F. Rychlak, Role of Affective Assessment in Modeling Aggressive Behavior, in: Journal of Personality and Social Psychology, 43 (1982), S. 861–872.

werden, was wiederum die Zuwendung zu aggressiven Medieninhalten fördern kann. Zu den Faktoren, die einen derartigen Prozess begünstigen, gehören u. a. niedriges Selbstbewusstsein und soziale Isolation, die mit erhöhtem Fernsehkonsum verbunden ist.

Von entscheidender Bedeutung hinsichtlich möglicher negativer Effekte von Mediengewalt auf Kinder und Jugendliche ist aber die familiäre Situation: Kinder aus intakten Familien sind wenig gefährdet, weil genügend kompensierende Einflüsse vorhanden sind. Auch für das Erlernen von Aggression gilt, dass zunächst erstens die unmittelbare familiäre Umwelt sowie zweitens die Subkultur bzw. die Gesellschaft, in der man lebt, die Quellen sind, aus denen aggressives Verhalten erlernt wird. Erst an dritter Stelle treten dann die massenmedial angebotenen aggressiven Modelle hinzu. Es scheint so zu sein, dass Gewaltdarstellungen auf die Mehrheit der Betrachter keine oder nur schwache Effekte haben, aber bei bestimmten Problemgruppen womöglich starke Wirkungen zeigen.

III. Aktuelle Forschungsansätze

Die Schwierigkeit für die Forschung liegt darin, herauszufinden, wie man solche Problemgruppen erreicht. Einen ersten Schritt stellte eine Befragung von klinischen Psychologen und Psychiatern dar.¹⁵ Diese Untersuchung ergab, dass die Befragten aufgrund ihrer Berufserfahrung zum überwiegenden Teil von einer eher schädlichen Wirkung der Gewaltfilme ausgingen. Zu den beobachteten Symptomen gehörten Schlafstörungen und Übererregbarkeit sowie insbesondere aggressives Verhalten durch den Konsum von filmischer Gewalt. Sehr häufig wurde angeführt, dass Kinder und Jugendliche versuchen, ihr eigenes aggressives Verhalten durch Vorbilder aus Gewaltfilmen zu rechtfertigen (Rationalisierungsthese). Circa zwei Drittel der Befragten hatten diese Erfahrung schon häufig oder gelegentlich gemacht. Dass Kinder oder Jugendliche von sich aus sagten, das Fernsehen habe Einfluss auf ihr Verhalten genom-

15 Zu Anlage und Ergebnissen vgl. Michael Kunczik/Wolfgang Bleh/Sabine Maritzen, Audiovisuelle Gewalt und ihre Auswirkung auf Kinder und Jugendliche. Eine schriftliche Befragung klinischer Psychologen und Psychiater, in: Medienpsychologie, 5 (1993), S. 3–20 und M. Kunczik (Anm. 5), S. 172–177. Aus den Äußerungen der Befragten kann kein Kausalzusammenhang bezüglich der Wirkungen von Mediengewalt konstruiert werden, da es sich um subjektive Einschätzungen handelt. Es war jedoch zu erwarten, dass die Experten aufgrund ihrer Erfahrungen aus „erster Hand“ wichtige Aspekte in die Diskussion um die Folgen von Mediengewalt einbringen können.

men, war ebenfalls keine Seltenheit in der beruflichen Praxis der Psychologen und Psychiater. Jeweils gut 40 Prozent schilderten diese Beobachtung. Hier scheint sich die öffentliche Diskussion über die Gefahren von Mediengewalt bereits in konkreten Schuldzuweisungen an das Medium Fernsehen niederzuschlagen.

Ein zentraler Befund der Studie bestand darin, dass die Befragten einen engen Zusammenhang zwischen der häuslichen Situation und dem Gewaltfilmkonsum herstellten. Sie betonten die Bedeutung des Vorbilds der Eltern, und zwar sowohl in Bezug auf deren Fernseh- und Videokonsum als auch auf deren Aggressivität. Am häufigsten wurde ein Zusammenhang zwischen vernachlässigendem Erziehungsstil und Gewaltfilmkonsum der Kinder erwähnt. Die Experten nannten Fernseh- oder Gewaltfilmkonsum jedoch in keinem Fall als Alleinverursacher einer Verhaltensauffälligkeit, sondern führten diesen Faktor immer nur im Zusammenhang mit anderen Problemen auf. Trotzdem waren die Psychologen und Psychiater bei fast jeder Fragestellung bereit, den Gewaltfilmen eine negative, verursachende Rolle zuzugestehen: Gewaltfilme bewirken demnach Aggressivität, prägen Rollenverhalten und nehmen negativen Einfluss auf die Schulleistungen.

Eine weitere Expertengruppe, von der aufgrund ihrer Erfahrungen mit straffälligen Jugendlichen anzunehmen ist, dass sie Aussagen über mögliche Zusammenhänge zwischen Medienkonsum und gewalttätigem Verhalten treffen kann, sind Richter und Staatsanwälte. Eine Befragung dieser Berufsgruppe in Nordrhein-Westfalen¹⁶ ergab, dass vor Gericht ein Einfluss massenmedialer Gewalt auf die Straftat relativ häufig in Betracht gezogen wird. Fast die Hälfte der Befragten gab an, eine solche Begründung ein- oder mehrmals von den Tätern gehört zu haben, wobei die Antworten nahe legen, dass es sich hierbei vor allem um Rationalisierungsversuche handelte. Diese Experten erachteten die von Mediengewalt ausgehende Wirkung auf die kriminelle Entwicklung von Jugendlichen ebenfalls als bedenklich. Aber auch sie betonten, dass Medien nicht als alleine ausschlaggebend zu betrachten sind, sondern die Rolle des erzieherischen Umfeldes, des Milieus sowie des Alkohol- und sonstigen Drogengebrauchs mit zu berücksichtigen ist.

Wie wenig geeignet das Denken in simplen Ursache-Wirkungs-Schemata zur Erklärung der Wirkung von Mediengewalt ist, zeigen auch die

16 Vgl. Michael Kunzick/Wolfgang Bleh/Astrid Zipfel, Gewalt und Medien. Eine Expertenbefragung bei Richtern und Staatsanwälten, unveröffentlichter Forschungsbericht, Mainz 1995, und M. Kunzick (Anm. 5), S. 177–182.

Befunde einer umfassenden, methodisch ausgesprochen sauber durchgeführten Untersuchungsreihe von Jürgen Grimm,¹⁷ an der insgesamt über 1 200 Probanden teilgenommen haben. Der wichtigste Befund bestand in der Feststellung, dass sich hinsichtlich der Gewaltrezeption von Spielfilmen das Ergebnis der Experimente „nicht auf die griffige Kurzformel einer durch Medien verrohten Gesellschaft bringen lässt“¹⁸. Vielmehr reichte die Wirkungsbandbreite „von Gewaltrechtfertigung bis zur Gewaltablehnung, von der Angst bis zur unterhaltsamen Spannung, von politischer Entfremdung bis zu gesteigertem Selbstbewusstsein“¹⁹. Dabei folgten die Wirkungen von Spielfilmgewalt überwiegend der Logik negativen Lernens. Damit meint Grimm, dass die rezipierten Gewaltmodelle zum Gegenstand kritischer Reflexionen werden und dabei die Violenz eher untergraben denn stärken. Grimm stellte insgesamt bei Spielfilmgewalt eine Dominanz der Opferperspektive fest und kam zu dem Schluss: „Spielfilmgewalt ist . . . keine Schule des Mitleids, wohl aber eine Vorschule der Antiviolenz, sofern die Opferdarstellungen Einhakpunkte der Gewaltkritik bieten.“²⁰ Eine deutliche Ausnahme stellte allerdings der von Grimm „Robespierre-Affekt“ genannte Wirkungsaspekt dar. Dabei wandelt sich ein zunächst gewaltkritischer Impuls in Aggression gegen Täter. Den Grund sieht der Autor darin, dass sich aus der Identifikation mit den Schwachen und Drangsalieren die Legitimation ableiten lässt, gegen „mächtige Schurken“ jedes Mittel einzusetzen. Diese Form der Violenz ist nicht imitativ, sondern opferzentriert und täterkritisch ausgerichtet. Sie ist insbesondere bei der Beobachtung illegitimer Gewalt gegenüber einem sympathischen Opfer zu erwarten.²¹

Angesichts der komplizierten Beziehung zwischen Mediengewalt und Aggressivität kommt in der Forschung immer häufiger ein *qualitativer* Ansatz zur Anwendung. So befragte Annette Hill 20 männliche und 16 weibliche Versuchspersonen, die über 18 Jahre alt waren und Filme wie „Pulp Fiction“ und „Natural Born Killers“ gesehen hatten. Die Autorin kam zu dem Schluss, ihre Befunde seien schwierig zusammenzufassen und fast unmöglich zu verallgemeinern.²² Zentral für die Habitualisierungsthese war allerdings das Ergebnis, dass Konsumenten violenter Filme reale Gewalt in keiner Weise unterhaltsam fanden und

17 Vgl. J. Grimm, Fernsehgewalt (Anm. 6).

18 Ebd., S. 706.

19 Ebd.

20 Ebd., S. 707.

21 Es sei jedoch betont, dass Grimm Einstellungen, nicht aber Verhalten misst.

22 Vgl. Annette Hill, *Shocking Entertainment. Viewer Response to Violent Movies*, Luton 1997, S. 105.

zwischen realer und fiktiver Gewalt unterschieden.²³

Auch Christel Hopf²⁴ legte im Jahr 2000 eine qualitative Studie mit 24 Probanden im Alter von 18 bis 22 Jahren vor. Auf der Grundlage von Einzelfallanalysen gelangte sie zu dem Ergebnis, dass gewaltbereite Jugendliche durch filmische Gewalt, die als gerechtfertigt dargestellt wird, stärker als andere Jugendliche beeinflusst werden. Der Autorin zufolge ist es allerdings unwahrscheinlich, dass Gewaltbereitschaft im Kindesalter die Folge medialer Einflüsse ist. Der Befund, dass aggressivere Kinder häufiger gewalthaltige Filme sähen, sage vor allem etwas über deren Präferenzen aus.

Thomas Döbler, Birgit Stark und Michael Schenk²⁵ benutzten im Rahmen ihrer Netzwerkanalyse ebenfalls qualitative Verfahren. Als Probanden wurden Problemjugendliche ausgewählt, die z. B. in Heimen wohnten oder sich an „Brennpunkten“ (z. B. öffentlichen Plätzen und Parks) aufhielten. Es wurden 32 Interviews durchgeführt, die Hälfte davon mit Ausländern. Die Autoren resümierten: „Eine Verknüpfung zwischen (gewalthaltigem) Medienkonsum und persönlichem realen Gewaltverhalten lässt sich . . . nicht ziehen. Gerade die in dieser Studie stärker gewalttätig eingestellten und auch handelnden Jugendlichen weisen nämlich einen eher geringen Medienkonsum, meist bedingt durch persönliche Lebensumstände – nicht mehr daheim wohnend –, auf; die bezogen auf Schule und Integration in die elterliche Familie eher in geordneten Konstellationen lebenden Jugendlichen geben dagegen einen deutlich höheren und regelmäßigeren Medienkonsum, auch von gewalttätigen Inhalten, an. Hinsichtlich der persönlichen Bereitschaft, Gewalt auch real einzusetzen, zeigen sie sich jedoch merklich zurückhaltender bis ablehnender.“²⁶

Thomas Döbler u. a. führten auch eine quantitative Studie mit 200 männlichen Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 18 Jahren im Großraum Stuttgart durch, wobei eine Risiko- (Jugendliche mit hoher Gewaltneigung) und eine Vergleichsgruppe (geringe Gewaltneigung) unterschieden wurden. Fernsehen und Videokonsum nahmen einen zentralen Stellenwert im Leben der Jugendlichen ein, wobei Action-, Ghetto-/Rapfilme und Psychothriller am beliebtesten waren. Der Kon-

sum von Horrorfilmen wurde mit dem gemeinsamen Erleben mit Freunden begründet. Die Jugendlichen der Risikogruppe besaßen ein vergleichsweise niedriges Bildungsniveau und waren häufig arbeitslos. Auch wiesen sie einen höheren Fernsehkonsum mit einer Präferenz für Gewaltfilme auf, der mit dem Motiv der Wirklichkeitsflucht begründet wurde. Döbler u. a. schlussfolgerten, dass die Rezeption von Mediengewalt und die Wirkung auf die eigene Gewaltbereitschaft besonders durch das soziale Umfeld (v. a. Alkohol- und anderer Drogenkonsum) begünstigt werde.²⁷ Insbesondere Hauptschüler lebten den Ergebnissen dieser Studie zufolge in einer Umgebung, in der reale und Mediengewalt Unterstützung fanden. Die Befunde deuten darauf hin, dass die jeweiligen sozialen Netzwerke für abweichendes Verhalten sowie die Einstellung zu realer und medialer Gewalt von entscheidender Bedeutung sind.

Zur differenzierteren Betrachtung der Wirkung von Mediengewalt gehört auch die Berücksichtigung von Geschlechtsunterschieden. Jutta Röser ging in ihrer im Jahr 2000 veröffentlichten qualitativen Studie²⁸ davon aus, dass identische Gewaltinhalte je nach gesellschaftlichem Kontext der Rezipienten unterschiedlich interpretiert und rezipiert werden. Sie konnte belegen, dass die Kategorie „Geschlecht“ bei der Gewaltrezeption von zentraler Bedeutung sein kann. Wenn nach den affektiven Reaktionen auf bedrohliche oder brutale Szenen im Fernsehen gefragt wurde, zeigten die Antworten ausgeprägte Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Der Autorin zufolge „kennt so gut wie jede Frau negative Gefühle der Angst und Belastung durch bedrohliche Fernsehszenen“²⁹. Auch jenseits der Geschlechterdifferenz seien ausgeprägte Gefühle der Belastung und der Angst der großen Mehrheit des Fernsehpublikums bekannt: „Angesichts der Relevanz solcher Gefühle rückt die Einseitigkeit der Mediengewaltforschung, die fast ausschließlich nach Aggressionsreaktionen fragt, um so schärfer in den Blick.“³⁰ Jutta Röser konnte zeigen, dass bereits die Frage, ob eine bestimmte Szene als realistisch oder unrealistisch, plausibel oder unlogisch eingeordnet wird, von gesellschaftlichen Verhältnissen beeinflusst wird.

27 Vgl. ebd., S. 142 f.

28 Dabei handelte es sich um eine Rezeptionsanalyse auf der Grundlage von Gruppendiskussionen mit 127 Erwachsenen. Vgl. Jutta Röser, Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural Studies-Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen, Wiesbaden 2000. Zur geschlechtsspezifischen Rezeption von Gewaltinhalten vgl. auch Sabine Effinger, Eine andere Welt: Frauen, Männer und Gewaltwahrnehmung. Eine Untersuchung zur geschlechtsspezifischen Rezeption von Gewaltinhalten in Medien, Bochum 1995.

29 Ebd., S. 68.

30 Ebd., S. 71.

23 Vgl. ebd., S. 107.

24 Vgl. Christel Hopf, Gewalt, Biographie, Medien. Qualitative Analyse zur subjektiven Bedeutung filmischer Gewaltdarstellungen (hier nach dem unv. Manuskript, Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim).

25 Vgl. Thomas Döbler/Birgit Stark/Michael Schenk, Mediale und reale Gewalt. Eine Untersuchung sozialer Netzwerke von Jugendlichen, München 1999.

26 Ebd., S. 57 f.

Abschließend sei auf eine Studie verwiesen, die den Zusammenhang zwischen Mediengewalt und realem Aggressionsverhalten über einen längeren Zeitraum untersucht und in jüngster Zeit für viel öffentliche Aufmerksamkeit gesorgt hat. Jeffrey G. Johnson u. a. haben in dieser Untersuchung 707 Kinder über 17 Jahre hinweg beobachtet.³¹ Die Autoren wollen festgestellt haben, dass ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Ausmaß des Fernsehkonsums und späterer Aggressivität besteht. Der durchschnittliche Fernsehkonsum im Alter von 14 Jahren (bzw. 22 Jahren) wurde mit der Aggressivität im Alter von 16 bzw. 22 Jahren (bzw. 30 Jahren) verglichen. Kontrolliert wurden Faktoren wie der Erziehungsstil der Eltern und das soziale Umfeld (z. B. schlechte Wohngegend). Der Zusammenhang trat bei männlichen Jugendlichen mit einem Fernsehkonsum von mehr als drei Stunden besonders deutlich zu Tage. Bei Frauen konnte der Zusammenhang im Alter von 14 noch nicht festgestellt werden, was darauf zurückgeführt wurde, dass Mädchen weniger violente Programme sehen. Im Alter von 22 Jahren war der Zusammenhang aufzufinden. Die Autoren resümieren, sie hätten ungeachtet möglicher bidirektionaler Beziehungen (Aggressivität führt zum Konsum violenter Programme) feststellen können, dass unabhängig von der aggressiven Vorgeschichte das Ausmaß des Fernsehkonsums mit späterer Aggressivität verbunden war. Als problematisch an dieser Untersuchung muss allerdings betrachtet werden, dass die Qualität der gesehene Fernsehhalte nicht erhoben und berücksichtigt worden ist.³²

IV. Berichterstattung über reale Gewalt

Die bisher dargestellten Untersuchungen bzw. Thesen bezogen sich u. a. auf fiktive Gewalt in den Medien. Auch wenn Studien, die sich mit Berich-

31 Vgl. Jeffrey G. Johnson u. a., *Television Viewing and Aggressive Behavior During Adolescence and Adulthood*, in: *Science*, 295 (2002), S. 2468–2471.

32 Diese Untersuchung ist auch ein Beispiel dafür, dass Forscher immer wieder Studien als „Beweis“ für die Gefährlichkeit von Mediengewalt anführen, in denen kein solcher Nachweis erbracht worden ist. Johnson u. a. zitieren eine Studie von Brandon S. Centerwall (*Television and Violence. The Scale of the Problem and Where to Go From Here*, in: *Journal of the American Medical Association*, 267 [1992], S. 3059–3063), in der nach der Logik des „Klapperstorchbeweises“ (wo es viele Störche gibt – v. a. auf dem Land – ist die Geburtenrate hoch, also bringt der Storch die Kinder) die Einführung des Fernsehens für eine Verdoppelung der Mordrate zehn bis fünfzehn Jahre später verantwortlich gemacht wird.

ten über reale Gewalt befassen, eher selten sind, dürfen die Wirkungen dieser Art violenter Medieninhalte nicht übersehen werden. Die wichtigsten Befunde zu dieser Thematik werden im Folgenden thesenartig zusammengefasst:³³

1. Gewalt und Verbrechen besitzen als Abweichung von der Norm einen besonderen Aufmerksamkeitswert und haben damit eine besonders große Chance, als Nachricht veröffentlicht zu werden. (*Bad news are good news.*)

2. Bei der Berichterstattung über Gewalt kommt es zu einer Realitätsverzerrung in dem Sinne, dass z. B. überproportional häufig über schwere Verbrechen wie Morde berichtet wird.

3. Nachrichten über Gewalt und Verbrechen werden intensiv konsumiert.³⁴

4. Allein die Anwesenheit von Fernsehjournalisten kann Menschen dazu bewegen, sich durch außergewöhnliche Aktionen (z. B. Gewalt) in Szene zu setzen. Medienaufmerksamkeit kann als Belohnung wirken. Dies gilt sowohl für die Berichterstattung über Demonstrationen als auch über Zuschauerkrawalle bei Sportveranstaltungen. Gewalttätern (auch Terroristen) sollte deshalb in den Massenmedien kein Forum gegeben werden.

5. Individuen und gesellschaftliche Gruppierungen, die keinen routinemäßigen Zugang zum Nachrichtennetz haben, versuchen immer häufiger durch Pseudo-Events, also speziell für die Medienberichterstattung inszenierte Ereignisse (z. B. Demonstrationen, Gewalttaten etc.), Überraschung bei den Journalisten auszulösen, damit über sie berichtet wird.

6. Werden bei der Berichterstattung über Demonstrationen die gewaltsamen Aspekte zu stark herausgestellt, kann die demokratische Demonstrationskultur gefährdet werden. Friedfertige Personen werden von der Teilnahme abgeschreckt und violente Personen angezogen (dies gilt analog für Berichte über Sportveranstaltungen, wie z. B. über randalierende Hooligans). Die bildliche Darstellung von gewalttätigen Demonstrationen im Fernsehen kann ferner polarisierend wirken, d. h., die Positionen der (Anhänger der) Demonstranten und der gegen sie vorgehenden Polizei können extremer werden und damit u. U. konfliktverschärfend wirken.³⁵

33 Vgl. ausführlich M. Kunczik (Anm. 5), S. 215–246.

34 Vgl. Wolfgang Donsbach, *Medienwirkung trotz Selektion*, Köln 1991, S. 138.

35 Vgl. Hans Mathias Kepplinger/Thea Giesselmann, *Gewaltdarstellungen in der aktuellen TV-Berichterstattung*, in: *Medienpsychologie*, 5 (1993), S. 160–190.

7. Massive Kritik an staatlicher Gewaltanwendung kann als Legitimationsgrundlage für die Anwendung von Gegengewalt dienen.³⁶

8. Berichterstattung über fremdenfeindliche Gewaltakte hat (zumindest in Deutschland) weitere Straftaten stimuliert.³⁷

9. Zur Wirkung des Reality-TV (Sendungen, bei denen der Informationswert eines Ereignisses zugunsten des Nervenkitzels bzw. Voyeurismus zurücktritt) liegen kaum Untersuchungen vor. Es ist nicht ausgeschlossen, dass bestimmte Formen des Reality-TV (z. B. nachgestellte Hilfeleistungen) durchaus positive Effekte haben können.

10. Zur sekundären Viktimisierung, d. h. zu den Folgen der Medienberichterstattung über ein Verbrechen für das Opfer, liegen erst wenige Studien vor. Diese zeigen, dass zum einen die journalistische Qualität der Berichte häufig ungenügend ist, zum anderen jedoch in einigen Fällen auch durchaus positive Konsequenzen für das Opfer auftreten können (z. B. bei der Verarbeitung des Geschehenen). Besonders negativ ist die Berichterstattung für die Opfer von Vergewaltigungen.³⁸

11. Berichterstattung über Gewalt kann zu größerer Zufriedenheit mit der eigenen Situation führen, wenn sich die Gewalt in weiter Ferne ereignet.

12. Berichterstattung über Gewalt ist notwendig, um ein gesellschaftliches Problembewusstsein herzustellen. In vielen Situationen ist es für Journalisten allerdings extrem schwierig, die Konsequenzen der Berichterstattung abzuschätzen. Das Entscheidungsdilemma zwischen Informationspflicht und möglichen negativen Auswirkungen der Berichterstattung kann auch mit Hilfe der Wirkungsforschung nicht endgültig gelöst werden. So kann z. B. die Berichterstattung über die Schändung jüdischer Friedhöfe zu Nachahmungstaten führen, aber auch eine Mobilisierung der öffentlichen Mei-

nung gegen solche Delikte und eine Diskussion darüber bewirken, wie diese verhindert werden können.³⁹

V. Ausblick

Angesichts spektakulärer Verbrechen, bei denen die Vermutung besteht, dass Mediengewalt ein auslösender Faktor gewesen sein könnte, kommt in der Öffentlichkeit immer wieder eine Diskussion in Gang, in deren Verlauf eine stark vereinfachende Argumentation erfolgt und die Massenmedien als hauptverantwortlich für die Gewalt in der Gesellschaft betrachtet werden. Forschungsergebnisse, die auf differenziertere Zusammenhänge verweisen, werden dabei kaum zur Kenntnis genommen. Von Politikern werden übertriebene Ängste und monokausale Schuldzuweisungen zumeist schnell aufgegriffen und ohne Kenntnis wissenschaftlicher Forschungsbefunde zur eigenen Profilierung eingesetzt. Eine solche Entwicklung war zuletzt sehr deutlich nach dem Amoklauf in Erfurt im Frühjahr dieses Jahres zu beobachten.

In Bezug auf die Nachahmung von Medieninhalten gelangte die „Gewaltkommission“ 1990 zu dem Resümee: „Da Gewaltdarstellungen nur bei wenigen Beobachtern eine direkte gewaltauslösende Wirkung haben, sind Nachahmungstaten oft ohnehin gewaltorientierter Menschen wohl nicht das eigentliche Problem der Gewalt in den Medien.“⁴⁰ Ähnlich argumentierte Henning Haase: Ein Zusammentreffen der potenziellen Wirkungsfaktoren in einer Person und in einer Situation sei zwar möglich, aber wenig wahrscheinlich. Wenn dies doch geschehe, sei „... dies auf die gesamte Population bezogen ein höchst seltenes Ereignis, individuell bedauerlich, aber gesamtgesellschaftlich ein Randproblem“⁴¹. Dabei stellt sich die Frage, ab wann ein solches „Einzelproblem“ zum gesellschaftlich relevanten Problem wird. Selbst wenn sich die Zahl der durch Mediengewalt Gefährdeten nur im Promillebereich bewegt, darf diese Problematik angesichts einer bei einer Bevölkerung von ca. 80 Millionen Bundesbürgern nicht zu vernachlässigenden absoluten Zahl mögli-

36 Vgl. Hans Mathias Kepplinger, Gesellschaftliche Bedingungen kollektiver Gewalt, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 33 (1981), S. 469–503.

37 Vgl. Hans-Bernd Brosius/Frank Esser, Eskalation durch Berichterstattung? Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt, Opladen 1995; dies., Fernsehen als Brandstifter? Unerwünschte Nebenwirkungen der Berichterstattung über fremdenfeindliche Gewalt, in: Mike Friedrichsen/Gerhard Vowe (Hrsg.), Gewaltdarstellungen in den Medien. Theorien, Fakten und Analysen, Opladen 1995, S. 235–257, und dies., Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt, in: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 27 (1996), S. 204–218.

38 Vgl. Michael Kunzick/Wolfgang Bleh, Verbrechenopfer in der Zeitungsberichterstattung. Folgen aus der Perspektive der Opfer, Mainz 1995, und die jüngste Studie von Nicolette Otto, Kriminalitätsberichterstattung und ihre Auswirkungen auf die Opfer und ihr soziales Umfeld. Wie beurteilen Kriminalitätsoffer die Berichterstattung über ihren eigenen Fall?, unv. Magisterarbeit, Mainz 2002.

39 Vgl. David Caplovitz/Candace Rogers, Swastika 1960. The Epidemic of Anti-Semitic Vandalism in America, New York 1961.

40 Hans-Dieter Schwind u. a. (Hrsg.), Ursache, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission), Berlin 1990, S. 96.

41 Henning Haase, Kinder, Jugendliche und Medien, Frankfurt/M. 1981, S. 25.

cherweise Betroffener nicht gering geschätzt werden. Es ist allerdings davor zu warnen, dass sich wie nach Erfurt ein in den verschiedensten politischen Lagern feststellbarer blinder politischer Aktionismus entfaltet. Dieser birgt die Gefahr einer Einschränkung der Presse-, Meinungs-, und Kunstfreiheit⁴² und lenkt in seiner Fixierung auf die Rolle der Medien zudem oft davon ab, dass andere wichtige Ursachen von Gewalt (Armut, Arbeitslosigkeit, mangelnde Zukunftsperspektiven usw.) womöglich nicht ausreichend bekämpft worden sind. Selbstkontrolle durch die Medien und die konsequente Anwendung ihrer Möglichkeiten dürfte hier der sinnvollere Weg sein.

Bemühungen, über Aufrufe zum Verzicht auf Werbung in Gewaltsendungen Einfluss auf die Programmgestaltung auszuüben, wie dies etwa jüngst der niedersächsische Justizminister Christian Pfeiffer durch Briefe an 60 Unternehmen versuchte,⁴³ versprechen hingegen wenig Erfolg. Zumeist wird bei solchen Aktionen mit Imageschädigung oder mit Forschungsbefunden argumentiert, die für eine geringere Wirkung von Werbebotschaften in einem gewalthaltigen Umfeld sprechen.⁴⁴ Da für die Schaltung von Werbespots in der Regel jedoch noch immer die Reichweite einer Sendung das entscheidende Motiv ist, sind von dieser Strategie allenfalls punktuelle Effekte zu erwarten.

Andere Maßnahmen setzten stärker beim Rezipienten an. Dazu gehört etwa der so genannte „Violence Chip“, mit dem in den USA seit 1998 jedes neue Fernsehgerät ausgestattet sein muss und dessen Einführung auch Auswirkungen auf die europäische Jugendschutzdiskussion hatte.⁴⁵ In Deutschland wurden die Vorgaben der 1997 geän-

42 Diese Problematik hatte bereits Thomas Mann erkannt, als er sich Oktober 1926 an dem Aufruf gegen das „Schund- und Schmutz-Gesetz“ beteiligte (Georg Potempa, Thomas Mann. Beteiligung an politischen Aufrufen und kollektiven Publikationen. Eine Biographie, Morsum/Sylt 1988, S. 41): „Wir rufen auf, die Geistesfreiheit in Deutschland zu schützen. Die Regierung hat in aller Stille ein Gesetz vorbereitet, das vorgibt, die Jugend zu bewahren. Es maskiert sich als Gesetz gegen Schmutz und Schund. Hinter dem Gesetz verstecken sich die Feinde von Bildung, Freiheit und Entwicklung.“

43 Vgl. Jeanne Rubner, Schöner werben, in: Süddeutsche Zeitung vom 20./21. Juli 2002, S. 9.

44 Vgl. Brad J. Bushman/Angelica M. Bonacci, Violence and Sex Impair Memory for Television Ads, in: Journal of Applied Psychology, 87 (2002), S. 557–564.

45 Zwar fand der V-Chip trotz intensiver Diskussion im Europaparlament zunächst keinen Eingang in die Neufassung der EU-Fernsehrichtlinie, in Art. 22 wurde jedoch festgelegt, dass die Ausstrahlung unverschlüsselter Sendungen, „die die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung von Minder-

erten EU-Fernsehrichtlinie im 4. Rundfunkänderungsstaatsvertrag vom 1. April 2000 umgesetzt. Darin wurde festgelegt, dass jugendschutzrelevante Sendungen nicht nur wie bisher altersabhängigen Uhrzeitbeschränkungen bei der Ausstrahlung unterliegen, sondern nach § 3 Absatz 4 auch durch akustische Zeichen angekündigt oder durch optische Mittel während der gesamten Sendung kenntlich gemacht werden müssen. Im privaten digitalen Fernsehen müssen Sendungen, die außerhalb der bestehenden Sendezeitbeschränkungen ausgestrahlt werden, einzeln eine Verschlüsselung oder Vorsperrung erhalten. Eine Freischaltung darf nur für die einzelne Sendung möglich sein – eine allgemeine Verschlüsselung oder Sperrung des Gesamtprogramms ist nicht ausreichend (§ 3 Abs. 5). Diese Maßnahmen werden unter Einbeziehung internationaler Erfahrungen einer regelmäßigen Evaluierung unterzogen.

Hilfsmittel wie der V-Chip oder die Kennzeichnung von Sendungen bringen die Schwierigkeit mit sich, dass der Reiz des Verbotenen die entsprechenden Sendungen für Kinder und Jugendliche oft noch attraktiver macht. Außerdem ist ihre Wirkung von ihrer tatsächlichen Nutzung und vom Problembewusstsein der Eltern abhängig. Gerade in Problemgruppen dürften diese Instrumente keine Anwendung finden.

Das gleiche Dilemma gilt für medienpädagogische Bemühungen, die Kinder im Umgang mit Mediengewalt anzuleiten. Forschungsbefunde zeigen, dass durch Gespräche über Gewaltsendungen, in denen etwa gewalttätiges Verhalten geächtet und auf alternative Möglichkeiten der Konfliktlösung hingewiesen wird, gute Erfolge im Sinne einer Aggressivitätsreduktion möglich sind.⁴⁶ Die Schaffung eines Problembewusstseins bei den Eltern bzw. die Förderung entsprechender medienpädagogischer Maßnahmen im sonstigen sozialen Umfeld von Kindern und Jugendlichen, insbesondere in der Schule, ist aufgrund der genannten Schwierigkeiten gewiss kein Allheilmittel, zumindest jedoch ein lohnender Ansatzpunkt.

jährigen beeinträchtigen können“, „durch akustische Zeichen angekündigt oder durch optische Mittel während der gesamten Sendung kenntlich gemacht“ werden muss.

46 Vgl. L. Rowell Huesmann u. a., Mitigating the Imitation of Aggressive Behavior by Changing Children's Attitudes About Media Violence, in: Journal of Personality and Social Psychology, 44 (1983), S. 899–910, und Thomas N. Robinson u. a., Effects of Reducing Children's Television and Video Game Use on Aggressive Behavior, in: Archives of Pediatrics & Adolescent Medicine, 155 (2001), S. 17–23.

Veränderung der Schulkultur als Ansatz schulischer Gewaltprävention

In der Einschätzung, dass Gewalt unter Kindern und Jugendlichen eine multiple Ursachenstruktur hat, sind sich alle Wissenschaftler und Verantwortlichen sehr schnell einig, auch darin, wo Ansatzpunkte für Prävention und Intervention liegen: in den Bereichen Familie, Schule, Justiz, Medien, Jugendkultur, politische Kultur etc. Wenn es aber um konkrete Verantwortlichkeiten und Verbesserungsmaßnahmen geht, wird gern auf die anderen verwiesen: etwa von Politikern auf die Medien oder von Lehrern auf das Elternhaus.

In diesem Beitrag soll gezeigt werden, dass es kaum einen besseren Ort für Gewaltprävention gibt als die Schule, die pflichtgemäß von fast allen Kindern besucht wird. Die Daten unserer empirischen Untersuchungen belegen, dass ein „Zusammenspiel“ von Schulkultur und aggressivem Verhalten von Schülerinnen und Schülern besteht. Dementsprechend kann die Schulentwicklung in diesem Bereich als ein probates Mittel der Gewaltprävention betrachtet werden.

I. Schulbezogene Gewaltforschung

Forschungen zur Gewalt in der Schule lassen sich in Westdeutschland bis in die sechziger Jahre zurückverfolgen, in denen es einen ersten Schwerpunkt gab; Anfang der neunziger Jahre erlebte die Gewaltforschung eine gesamtdeutsche Hochkonjunktur. Von den wissenschaftlichen Arbeiten der siebziger und achtziger Jahre, die heute weitgehend in Vergessenheit geraten sind, haben einige auch im Hinblick auf den derzeitigen Erkenntnisstand nachhaltige Bedeutung. Hierzu gehört die Analyse von Günter Grauer und Jürgen Zinnecker, in der auf den engen Zusammenhang von Schul- und Schülergewalt verwiesen wird.¹ Eine andere wegweisende Studie ist die von Manfred

Brusten und Klaus Hurrelmann² zur Verbreitung abweichenden Verhaltens. Übereinstimmend mit späteren Studien der achtziger Jahre³ zeigte sich, dass die Gewalt durch Schülerinnen und Schüler als ein eher randständiges Problem anzusehen ist, das durch alltägliche Probleme des Schülerverhaltens überlagert wird. Aber schon seinerzeit erbrachten die Untersuchungen gesicherte Hinweise auf die unterschiedliche Relevanz der Thematik in den verschiedenen Schulformen.

Anfang der neunziger Jahre stellte sich eine neue Phase der „Gewaltemergenz“⁴ ein; gleichzeitig stieg die Sensibilität, Gewalt in allen Bereichen der Gesellschaft (z. B. sexuelle Gewalt in der Familie, Mobbing am Arbeitsplatz) zu registrieren. Als Reaktion auf diese gesellschaftlichen Entwicklungen gab es einen Boom der empirischen Forschung auf diesem Gebiet, an dem die Sozial- und Erziehungswissenschaften beteiligt waren. Weniger als ein Jahrzehnt später konnten auf vielen Gebieten wissenschaftliche Fortschritte verzeichnet werden. In einer Bilanz der „Forschung über Gewalt an Schulen“⁵ heißt es, dass wir inzwischen recht gut über Formen und Häufigkeiten von Gewaltescheinungen an bundesdeutschen Schulen und über Schulform-, Alters- und Geschlechtsunterschiede informiert seien und auch die Beziehungen zwischen „Täter sein“ und „Opfer sein“ differenziert beschrieben werden könnten. Weniger Klarheit besteht nach Einschätzung der Autoren hinsichtlich der Zunahme der Gewalt, ihrer sozialisationischen Ursachen und insbesondere des

1 Vgl. Günther Grauer/Jürgen Zinnecker, Schülergewalt. Über unterschlagene und dramatisierte Seiten des Schülerlebens, in: Gerd-Bodo Reinert/Jürgen Zinnecker (Hrsg.), Schüler im Schulbetrieb, Reinbek 1978. Beide Formen der Gewaltanwendung in der Schule könne man nicht voneinander trennen, Schülergewalt sei als integraler Bestandteil bzw. als Reaktion auf die Institutionalisierung von Schule anzusehen.

2 Vgl. Manfred Brusten/Klaus Hurrelmann, Abweichendes Verhalten in der Schule, München 1973.

3 Vgl. Heinz Günter Holtappels, Schulprobleme und abweichendes Verhalten aus der Schülerperspektive, Bochum 1987.

4 Der Terminus „Gewaltemergenz“ stammt aus der Systemtheorie und bezeichnet die Komplexität von Gewalt; er umfasst die Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Formen, die Situationen, in denen Gewalt in Erscheinung tritt, die personalen, sozialisationischen und sozialökologischen Bedingungsfaktoren sowie die äußeren Steuerungs- und intrapersonalen Selbstregulationsmechanismen. Wolfgang Melzer, Gewaltemergenz. Erscheinungsformen und Ursachen von Gewalt in der Schule, in: Siegfried Müller/Heinz Stünker/Thomas Olk/Karin Böllert, Soziale Arbeit, Neuwied 2000, S. 79 – 98.

5 Heinz Günter Holtappels/Wilhelm Heitmeyer/Wolfgang Melzer/Klaus-Jürgen Tillmann (Hrsg.), Forschung über Gewalt an Schulen, Weinheim – München 1999².

Einflusses der Schulkultur sowie der gesamtgesellschaftlichen Prozesse (z. B. Jugendarbeitslosigkeit) als mögliche Verursachungsfaktoren. Mit dem partiellen Perspektivwechsel von der institutionellen Gewalt (siebziger und achtziger Jahre) zur Schülergewalt (neunziger Jahre) hat sich darüber hinaus die von Lehrern ausgehende Gewalt als ein weiteres Dunkelfeld aufgetan. Volker Krumm und Susanne Weiß haben sich diesem methodisch schwer zu erschließenden Gebiet genähert und sind in einer rekonstruktiven Befragung von Studierenden über eigene Mobbing-Erfahrungen in der Schulzeit auf ein Besorgnis erregend breit gefächertes Spektrum von Formen kränkenden Lehrerverhaltens (von der willkürlichen Notengebung bis zur rechthaberischen Stigmatisierung von Schülerinnen und Schülern) gestoßen.⁶

Schließlich ergibt sich aus der kritischen Analyse der empirischen schul- und jugendbezogenen Gewaltforschung ein weiteres Forschungsdesiderat: der Wechsel von der Analyse der Gewaltursachen hin zur Präventionsforschung sowie zur Entwicklung und Evaluation wirkungsvoller Präventionskonzepte. Eine erfolgreiche Bilanz hinsichtlich des Theorie-Praxis-Transfers können die anregenden Untersuchungen der Arbeitsgruppe des Skandinaviers Dan Olweus für sich in Anspruch nehmen, die zugleich als Präventionsforschung zu charakterisieren sind.⁷ Vor dem Hintergrund des u. a. von Volker Krumm⁸ und Heinz Günter Holtappels⁹ beklagten mangelnden Theoriebezugs empirischer Gewaltforschung der frühen und mittleren neunziger Jahre hat es in jüngster Zeit zunehmende Bemühungen gegeben, komplexe Theoriemodelle und Untersuchungsdesigns zur Ermittlung der Ursachen von Gewalt zu entwickeln.¹⁰ In einem eigenen, sozialökologisch orientierten Erklärungskonzept¹¹ folgen wir dabei einschlägigen Sozialisations- und Entwicklungstheorien, nach denen neben den bio-physischen

und personalen Voraussetzungen (z. B. Geschlecht, Alter, soziale Herkunft, Selbstkonzept) vor allem die primäre Sozialisation innerhalb des emotionalen Zentrums der Familie, die sekundäre Sozialisation mit dem Einfluss schulischer Prägen, Erfahrungen und Interaktionen sowie die insbesondere in der Jugendphase relevante Sozialisation in Gleichaltrigengruppen (*Peers*) mit ihren vergleichsweise höheren Freiheitsgraden von grundlegender Bedeutung für die „Ökologie menschlicher Entwicklung“¹² sind. Dementsprechend sind im Hinblick auf die Erklärung des Gewaltverhaltens mögliche Ursachen im Bereich des familialen Erziehungsstils und des Familienklimas, der Lern-, Erziehungs- und Kommunikationskultur in den Schulen sowie der Verkehrsformen der Gleichaltrigengruppen einschließlich des Medien- und Freizeitverhaltens der Jugendlichen zu erwarten.

Im Zentrum des Theoriemodells steht der Begriff der „Gewaltemergenz“. Die auf einer bestimmten Ebene, z. B. der Schulklasse, auftretende Gewalt stellt eine andere Qualität als die Summe der Aggressionsbereitschaft der Schüler dar, da immer auch Verhaltensregeln, Interventionen, z. B. von Lehrern, oder interne Kommunikationsprozesse Einfluss auf das Gewaltniveau haben.¹³

II. Bilanz eigener Studien

Dieses Theoriemodell haben wir in acht Studien, die seit 1993 in Ost- und Westdeutschland durchgeführt worden sind, systematisch überprüft.¹⁴ Aus der Vielzahl der empirischen Befunde und Erkenntnisse lassen sich die folgenden Hauptgesichtspunkte unterstreichen:

1. Auch wenn Gewalt letztlich gesellschaftliche Ursachen hat, ist sie im Kern ein Kommunikations- und Interaktionsproblem, das schon mit der Definition des Gewaltbegriffes beginnt. Während Schüler eher dazu neigen, Gewalt enger zu definieren und auf physische Gewalt und Vandalismus einzugrenzen, tendieren Lehrer zu einem erweiterten Gewaltbegriff, der auch psychische Formen dissozialen Verhaltens einbezieht. Zu einer verengten Sichtweise und damit auch zu einer Ver-

6 Vgl. Volker Krumm/Susanne Weiß, Ungerechte LehrerInnen. Zu einem Defizit in der Forschung über Gewalt an Schulen, in: *Psychosozial*, 23 (2000) 1, S. 57–73.

7 Vgl. Dan Olweus, *Gewalt in der Schule. Was LehrerInnen und Eltern wissen sollten – und tun können*, Bern 1995; ders., Täter-Opfer-Probleme in der Schule. Erkenntnisstand und Interventionsprogramm, in: H. G. Holtappels u. a. (Anm. 5), S. 281–297. Einige der Arbeiten Olweus' liegen auch in deutscher Übersetzung vor.

8 Vgl. Volker Krumm, *Methodenkritische Analyse schulischer Gewaltforschung*, in: H. G. Holtappels u. a. (Anm. 5), S. 63–79.

9 Vgl. Heinz Günter Holtappels, *Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzepte schulischer Gewaltforschung*, in: H. G. Holtappels u. a. (Anm. 5), S. 27–43.

10 Vgl. u. a. H. G. Holtappels u. a. (Anm. 5) und Wilfried Schubarth, *Gewaltprävention in Schule und Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen. Empirische Ergebnisse. Praxismodelle*, Neuwied 2000.

11 Vgl. Forschungsgruppe Schulevaluation, *Gewalt als soziales Problem in Schulen. Die Dresdner Studie. Untersuchungsergebnisse und Präventionsstrategien*, Opladen 1998.

12 Urie Bronfenbrenner, *Die Ökologie menschlicher Entwicklung*, Frankfurt/M. 1989.

13 Vgl. ausführlich W. Melzer (Anm. 4), S. 85 ff.

14 Vgl. ausführlich Forschungsgruppe Schulevaluation (Anm. 11).

harmlosung von Gewalt neigen insbesondere männliche Schüler und Schüler aus so genannten „unteren“ Schulformen (z. B. Hauptschulbildungsgang). Immer dann, wenn ein solcher Schüler eine Tat begeht, haben wir ein Kommunikationsproblem, weil der Täter sein Verhalten nicht als Tat begreift, wohl aber der Lehrer, der ihn sanktioniert.

2. In den ab 1996 durchgeführten Schüler- und Lehrerbefragungen bestätigen sich die Befunde früherer Schulleiterbefragungen: „Härtere“ Formen schulischer Gewalt (z. B. Anwendung von Waffen, Erpressung, schwere Prügelei) kommen sehr selten vor; die häufigsten Formen, in denen sich Gewalt äußert, sind: psychische und verbale Aggressionen, Spaßkampf, alltägliche Aggressionen gegen Lehrer. Diese Struktur ist in Ost- und Westdeutschland gleich. Die Werte für aggressives Schülerverhalten fallen (im Gegensatz zum Phänomen des Rechtsextremismus) in Ostdeutschland aber etwas niedriger aus. Es gibt in der Studie von 1996 nur eine einzige Gewaltform, die in Sachsen stärker entwickelt ist als in Hessen: die Aggression der Schüler gegen ihre Lehrer. Dieser Befund weist auf Belastungen im Lehrer-Schüler-Verhältnis und besondere Probleme im Bereich der Lern- bzw. Schulkultur an ostdeutschen Schulen. Eine Wiederholungsbefragung in Sachsen (1996/1998) hat ergeben, dass zwei Gewaltformen in diesem Zeitraum vermehrt aufgetreten sind: das Mitführen von Waffen – auf dem beschriebenen niedrigen Niveau – sowie Schüleraggressionen gegen ihre Lehrer. Dieser Befund lässt sich als weitere Zuspitzung der Problematik der Schulkultur in ostdeutschen Schulen interpretieren.

3. Zwischen den verschiedenen Formen und Vorformen von Gewalt sowie den gewaltbezogenen Einstellungen und Rechtfertigungen gewaltförmigen Verhaltens besteht ein deutlicher empirischer Zusammenhang. Wer den Unterricht stört oder die Schule schwänzt – wir nennen diesen Faktor „Schuldevianz“ – verübt mit einer hohen Wahrscheinlichkeit auch psychische und verbale Aggressionen gegen Mitschülerinnen und -schüler. Wer diese „weicheren“ Gewaltformen praktiziert, neigt auch zu physischer Gewalt. Wer „abweichend“ orientiert ist und sich dementsprechend verhält, rechtfertigt dieses Handeln und neigt umso eher zur Gewaltbilligung, je gravierender die Taten sind. Insgesamt kann man von einem „Syndrom gewaltförmigen und gewaltaffinen Verhaltens“ sprechen.

4. Es besteht ein differenziertes Gefüge von Tätern und Opfern. Die Mehrzahl der „Täter“ ist auch „Opfer“ und umgekehrt. Neben diesen beiden Gruppen, die sich dennoch empirisch ab-

grenzen lassen, haben wir eine große Gruppe der gelegentlichen Täter („Episodentäter“) sowie der „Täter-Opfer“ herausgefunden. Diese letztgenannte Gruppe ist vor allem durch die besondere Härte der Taten und das niedrige Selbstkonzept der Akteure gekennzeichnet, während die „Täter“ durch die Anerkennung, die sie von bestimmten Mitschülern für ihre Taten erhalten, ihr Selbstvertrauen verbessern – dieser „Mechanismus“ ist ein wesentliches Motiv für die Tat. Die Mehrzahl der Schüler ist keiner Täter-Opfer-Gruppe zuzuordnen, ist also an Gewalt unbeteiligt. Dies gilt aber nur für den Durchschnitt und z. B. nicht für die Situation an Hauptschulen. Aus dem Vergleich zweier Schülerpopulationen von 1996 und 1998 wissen wir, dass schon im Zeitraum von nur zwei Jahren eine erhebliche Fluktuation zwischen den genannten Gruppen besteht und eine Tendenz zum „Aging-out“ festzustellen ist. Das gilt auch für die beiden Tätergruppen. Die höchste Konstanz besitzt die Gruppe der Unbeteiligten mit etwa 75 Prozent.¹⁵ Eine Stigmatisierung der Schüler, die in der Schule „etwas angestellt haben“, durch Lehrer, die sie als „Täter“ etikettieren, ist also pädagogisch fragwürdig. Damit werden die Betroffenen um ihre gute Chance gebracht, ihr problematisches Rollenverhalten zu verändern.

5. Zu den Ursachen schulischer Gewalt hat unsere Studie ergeben, dass neben der bereits angesprochenen Schulkultur und dem Lehrer-Schüler-Verhältnis das „Erziehungsmilieu“ als komplexer Einflussfaktor gelten kann. Dazu zählen die familialen Variablen (negatives Familienklima, restriktiver und aggressiver Erziehungsstil), die Peer-Variablen (Vorbild und Verstärkung durch Gleichaltrige, intolerantes Binnenklima von Gruppen) und das Medienverhalten.

6. Was die Belastungen der Schulen durch Gewalt anbelangt, bestätigen sich einerseits die angesprochenen Unterschiede der Schulformen, andererseits gibt es aber innerhalb einer Schulform große Streuungen und Unterschiede, die sich sowohl auf die soziale Rekrutierung der Schülerschaft als auch auf die Schulkultur zurückführen lassen. Dass die Art und Weise, in der Lehrer ihre Beziehung zu ihren Schülern aufbauen und pflegen, Einfluss auf das Sozialverhalten der Kinder hat und gewaltmindernd wirken kann, lässt sich leicht vorstellen. Darüber hinaus konnten wir ermitteln, dass auch die Gestaltung der schulischen Umwelt (z. B. Schulleben, Arbeitsgemeinschaften), die Partizipationsmöglichkeiten von Schülern, das Sozialgefüge der

¹⁵ Vgl. u. a. Parviz Rostampour, Schüler als Täter, Opfer und Unbeteiligte. Veränderung der Rollen im sozialen und biographischen Kontext, in: Psychosozial, 23 (2000) 1, S. 17–27.

Klasse (z. B. Klassenkohäsion), die Schülerbefindlichkeiten (Angst, Belastung, Schulfreude) und – überraschenderweise – die Qualität des Unterrichts für die Gewaltbelastung einer bestimmten Schule oder Klasse entscheidend sind.

III. Schule als Ort oder Prädiktor von Gewalt?

In empirischen Untersuchungen zur Schülergewalt lassen sich viele Zusammenhänge zwischen gewaltförmigen Verhaltensweisen von Schülern und Schulkulturvariablen finden. Deutlich schwieriger ist es, aus solchen Korrelationen einen Verursachungszusammenhang zu interpretieren. Es stellt sich häufig die Frage, ob Gewalt in die Schule hineingetragen wird und Lehrerverhalten, Klassenklima etc. negativ beeinflusst, oder ob die Schule durch ihre eigene Struktur gewaltförmiges Verhalten bei Schülerinnen und Schülern mitverursacht und verstärkt. Zur Lösung dieses methodischen Problems haben wir so genannte „Kausalanalysen“ durchgeführt, für die aber Daten von mindestens zwei Messzeitpunkten erforderlich sind. Anhand von Befragungen in den Jahren 1996 und 1998 konnte eine Gruppe von ca. 700 Schülerinnen und Schülern der Klassenstufen 6 bis 10 ermittelt werden, die an beiden Erhebungen teilgenommen hatten. Aus den Fragebögen dieser Gruppe wurden so genannte „Cross-Lagged-Korrelationen“ zwischen selbstberichteten Gewalthandlungen (unterteilt in härtere und weichere Aggressionen sowie Schuldevianz) und verschiedenen schulischen Einflussfaktoren berechnet. Dieses Verfahren erlaubt Rückschlüsse darauf, wie die verschiedenen Variablen zusammenhängen.

Nach unseren Ergebnissen bestehen Kausalbeziehungen zwischen fast allen Aspekten des Lehrerhandelns, der Klassensituation und der Schülerbefindlichkeit und den drei Gewalt- bzw. Devianzformen härtere und weichere Aggressionen sowie Schuldevianz. Dabei zeigt sich, dass weiche Aggressionsformen und deviantes Verhalten etwas stärker durch schulische Faktoren bedingt sind als die härteren Gewalttaten. Am interessantesten sind die Daten zur Schulfreude, die deutlicher als die meisten anderen Schulkulturvariablen gewaltmindernd wirkt. Aus anderen Kausalanalysen wissen wir, dass die Schulfreude der Schüler zu besseren Leistungen (gemessen durch Noten) führt, so dass sich hiermit reformpädagogische Unterrichtskonzepte, die den Schüler als Akteur in den Mittelpunkt stellen, empirisch begründen lassen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass Gewalt nicht einfach von außen in die Schule hinein schwappt und ihre Ursachen gänzlich außerhalb der Schule liegen, sondern dass die Schule durch ihre innere Ausgestaltung mit zur Entstehung gewalttätiger Handlungsformen beiträgt. Aus diesem Befund lässt sich ableiten, dass durch die Entwicklung und Verbesserung verschiedener Aspekte der Schulkultur ein sinnvoller Beitrag zur Gewaltprävention geleistet werden kann.

IV. Sozialverhalten und Leistungen von Schülern

Wie der Zusammenhang von Schulfreude, Gewalt und Noten im angeführten Beispiel zeigt, spricht vieles dafür, das Sozialverhalten der Schüler in der Schule nicht als eine isolierte Dimension zu betrachten. Vielmehr sollte das Zusammenwirken verschiedener Kompetenzbereiche in ihrer wechselseitigen Beeinflussung berücksichtigt werden.¹⁶

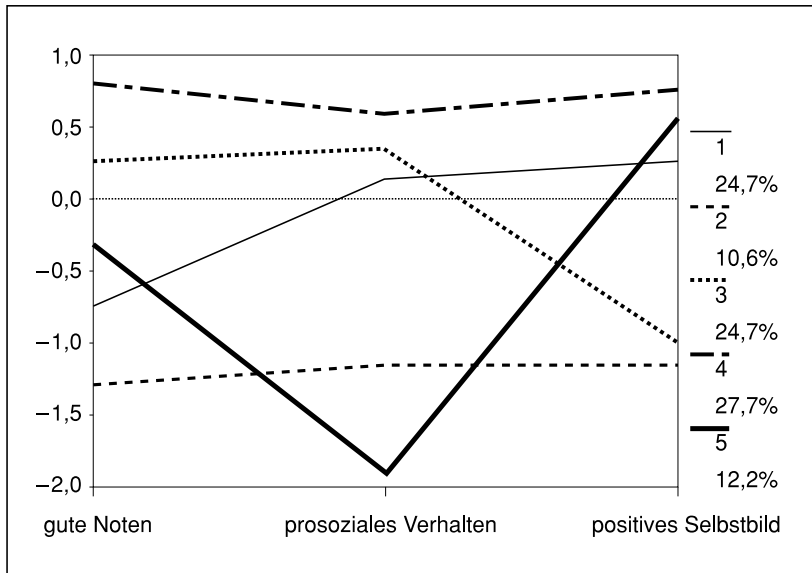
Wir konnten den Zusammenhang der drei zentralen Dimensionen der Kompetenzentwicklung – also der Fachleistungs-, Sozial- und Selbstkompetenzen – anhand von drei großen Stichproben mit jeweils über 3 000 Schülerinnen und Schülern bestätigen, so in der Studie von 1996.¹⁷ Der Leistungsstatus wurde durch Noten in den drei Hauptfächern gemessen. Als positive Sozialkompetenz wurde gewertet, wenn Schüler kein dissoziales Verhalten aufwiesen (z. B. Schuldevianz, Delinquenz, „weichere“ und „härtere“ Gewaltformen). Außerdem wurden das Selbstvertrauen und die Überzeugung von der eigenen Wirksamkeit durch entsprechende Skalen erfasst. Mit Hilfe einer Clusteranalyse (statistisches Verfahren zur Ermittlung von Subgruppen in einer Stichprobe) konnten verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Kompetenzkonfigurationen unter dem Gesichtspunkt von Erfolg und Misserfolg in der Schule herausgearbeitet werden (vgl. *Abbildung*). Die drei untersuchten Dimensionen sind jeweils aus mehreren Einzel- bzw. Faktorvariablen zusammengesetzt und bilden gemeinsam den Oberfaktor „Bildungserfolg“.

Die *Abbildung* zeigt, dass sich fünf Gruppen von Schülern ermitteln lassen, die drei Merkmale in jeweils spezifischer Kombination auf sich vereinen

16 Vgl. u. a. Wolfgang Edelstein (Hrsg.), *Entwicklungskrisen kompetent meistern. Der Beitrag der Selbstwirksamkeitstheorie von Albert Bandura zum pädagogischen Handeln*, Heidelberg 1995.

17 Vgl. Forschungsgruppe Schulevaluation (Anm. 11), für Angaben zum Untersuchungsdesign vgl. Kapitel 1.4.

Abbildung: Bildungserfolg verschiedener Schülergruppen (Clusteranalyse)



Quelle: Eigene Darstellung.

(s. unterschiedliche Markierungen). Die Nulllinie gibt den Durchschnitt an, darüber bzw. darunter liegen die positiven bzw. negativen Ausprägungen der drei Merkmale. Die fünf Gruppen lassen sich wie folgt charakterisieren:

Gruppe 1 gehört etwa ein Viertel der Schülerschaft an. Sie hat einen relativ niedrigen Leistungsstatus. Die Schüler können aber im Sozialverhalten und in Bezug auf das Selbstkonzept überdurchschnittlich positive Werte erzielen. *Gruppe 2* ist mit etwa zehn Prozent der Schüler die kleinste aller Gruppen; ihre Mitglieder haben schulischen Misserfolg auf der ganzen Linie. *Gruppe 3* gehört – wie Gruppe 1 – etwa ein Viertel der Schülerschaft an; ihre Mitglieder haben trotz guter Noten und eines ausgeprägten prosozialen Verhaltens nur ein gering entwickeltes Selbstvertrauen; Mädchen in Gymnasien sind in dieser Gruppe überrepräsentiert. *Gruppe 4* ist mit etwa 28 Prozent die größte aller Gruppen und versammelt Schüler, die auf der ganzen Linie erfolgreich sind – sie stellt also den Gegenpol zur Gruppe 2 dar. *Gruppe 5* ist die Gruppe mit den extremsten Ausschlägen in den verschiedenen Kompetenzbereichen; ihr gehören Schüler mit durchschnittlichen Noten, einem sehr negativen Sozialverhalten und einem gleichzeitig starken Selbstbewusstsein an – sie ist mit ca. 12 Prozent der Schüler die zweitkleinste Gruppe. Gleichzeitig ist eine Ausdifferenzierung dieser Typologie nach Schulformen, Bildungsgängen und Geschlecht feststellbar. So ist die problematische Gruppe 5 im Gymnasium mit 9,4 Prozent, im

Hauptschulbildungsgang aber mit fast 26 Prozent vertreten; ihr gehören 4,3 Prozent der Mädchen, aber 21 Prozent der Jungen an.

Die Ergebnisse zeigen, dass nur ein mehrdimensionales Modell den Bildungserfolg umfassend beschreiben kann. Aus der Struktur der fünf Gruppen lässt sich ableiten, dass Fachleistungsstatus, Sozial- und Selbstkompetenzen in unterschiedlichen Ausprägungen und Kombinationen auftreten können und eine entsprechende spezifische Unterstützung der Schüler durch die Lehrer und die Institution Schule erforderlich erscheint. Ebenso wird deutlich, dass die primäre schulische Förderstrategie, die auf Kompensation fachlicher Defizite zielt, nur für ein gutes Viertel der Schüler (Gruppe 1) ein probates Mittel darstellt.¹⁸

In weiteren Analysen konnte der bereits festgestellte Zusammenhang von Schulkultur und Gewalt erhärtet werden. Neben den unterrichtsbezogenen Variablen (z. B. didaktische Kompetenz der Lehrer) und den Schülerbefindlichkeiten (z. B. Schulfreude, geringer Leistungsdruck, geringe Schulangst) besitzen auch die institutionsbezogenen Variablen der Schule einen Einfluss auf Gewalt: In dem Maße, wie die Qualität der Einzel-

¹⁸ Vgl. ausführlich Wolfgang Melzer/Sabine Al-Diban, Vermittlung von Fachleistungs-, Sozial- und Selbstkompetenzen als zentrale Bildungsaufgabe von Schule, in: Wolfgang Melzer/Uwe Sandfuchs (Hrsg.), Was Schule leistet. Funktionen und Aufgaben von Schule, Weinheim und München 2001.

schule positiv entwickelt ist, z. B. durch eine offene Kommunikationsstruktur zwischen allen beteiligten Gruppen, eine gute Schulraumqualität, die es erlaubt, sich in der Schule wohl zu fühlen, durch interessante Lern- und Freizeitangebote über den Kernbereich des Unterrichts hinaus und Partizipationsmöglichkeiten für die Schüler, verzeichnet sie auch weniger Gewaltprobleme. Insofern kann Schulentwicklung als Entwicklung der gesamten Schulkultur, d. h. als Organisations-, Personal- und Unterrichtsentwicklung, als ein probates Mittel der Gewaltprävention gelten. Unsere Forschungsgruppe hat dazu ein Konzept entwickelt und gemeinsam mit Schulen erprobt.¹⁹

Erübrigen sich damit Präventionsverfahren, wie Sozialtraining mit Schülern, Täter-Opfer-Ausgleich, Peer-Mediation oder Curricula zum sozialen Lernen? Mit Sicherheit nicht! Denn durch unsere Studien konnte ebenso belegt werden, dass die schulkulturellen Variablen zwar sehr deutlich zu einer Reduktion des Täterniveaus in den Schulen und Klassen beitragen; dagegen beeinflussen Variablen wie Verbesserung der Unterrichtsqualität und des Schulklimas aber den Opferstatus in keiner Weise.²⁰ Daraus resultiert für die Gewaltprävention in der Schule, dass eine Doppelstrategie verfolgt werden muss. Diese sollte einerseits auf eine Optimierung von Schulkultur im umfassenden Sinn zielen, andererseits opferbezogene und auf schwierige Schüler gerichtete Maßnahmen, die auf Individual- oder Gruppenebene angesiedelt sind, einbeziehen. Auch erfordern die Leistungs- und Defizitprofile bei bestimmten Einzelschulen, deren Gewaltprobleme mit dem der Schule zur Verfügung stehenden Handlungspotenzial nicht zu bewältigen sind, Unterstützungsnetzwerke von Elternhaus, Schule und Jugendhilfe.

Solche Programme der Gewaltprävention, die Schule und schulisches Umfeld einbeziehen, werden nicht nur in den skandinavischen Ländern seit Jahren mit Erfolg praktiziert; sie schließen immer schulische, unterrichtsbezogene und außerschulische sowie schulpädagogische, psychologische und sozialpädagogische Maßnahmen ein. Das Gesamtkonzept muss auf die jeweils vorhandenen Bedingungen der betreffenden Einzelschule und ihres Umfeldes sowie die spezifische Schülerschaft zugeschnitten sein und in einer „konzertierten Aktion“ aller Beteiligten, im Sinne eines Netzwerkes kompetenter Personen und unterstützender Institutionen, in Angriff genommen werden – nur dann ist ihm Erfolg beschieden. Die Schule allein ist mit dieser Aufgabe überfordert.

19 Vgl. Forschungsgruppe Schulevaluation (Anm. 11), Kapitel 8.

20 Vgl. ebd., S. 213.

V. Folgerungen aus den empirischen Untersuchungen für die schulische Praxis

Die immer wieder geführte Diskussion über die Frage importierter oder selbstproduzierter Gewalt in der Schule lässt sich vor dem Hintergrund umfassender empirischer Untersuchungen mit einem fundierten Sowohl-als-auch beantworten. So sind außerschulische Einflüsse für das Auftreten von Gewalt in der Schule von großer Bedeutung. Insbesondere das Familien- und Erziehungsklima, die Einbindung in die Gleichaltrigengruppe und das Medienkonsumverhalten spielen eine erhebliche Rolle.²¹ Doch lassen sich – wie wir gezeigt haben – auch innerschulische Einflüsse ausmachen, die gewaltförmiges Verhalten verstärken oder sogar hervorbringen. In der Perspektive schulischer Gewaltprävention müssen daher zunächst solche Dimensionen in den Mittelpunkt rücken, die auch durch die schulischen Akteure (mit)gestaltet werden können. Heinz Günter Holtappels und Klaus-Jürgen Tillmann nennen fünf Bereiche, in denen die Schule sinnvoll Aktivitäten zur Gewaltprävention und -intervention durchführen kann:²²

Da ist zunächst der Bereich der schulischen Lernkultur. Die Forschungen haben gezeigt, dass ein schülerorientierter Unterricht, ein erkennbarer Lebensweltbezug der Inhalte, ein förderndes Lehrerengagement und geringer Leistungsdruck dem Auftreten von Gewalt in der Schule entgegenwirken. Die Erhöhung der Lernmotivation und positive Anerkennung auch leistungsschwächerer Schüler sowie die Fokussierung auf praktisches Handeln und soziale Erfahrung können im Bereich der Unterrichts- und Projektarbeit einen bedeutsamen Beitrag zur Reduzierung des Gewalttrisikos leisten.

Ein zweiter wichtiger Faktor ist die Gestaltung des Sozialklimas. Dabei geht es zum einen um die Beziehungen der Schüler untereinander, d. h. um die Vermeidung sozialer Desintegrationserfahrungen und die Stärkung von Gruppenzusammenhalt und sozialen Bindungen. Zum anderen sollte das

21 Vgl. Klaus-Jürgen Tillmann/Birgit Holler-Nowitzki/Heinz Günter Holtappels/Ulrich Meier/Ulrike Popp, Schülergewalt als Schulproblem. Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven, Weinheim – München 1999; Forschungsgruppe Schulevaluation (Anm. 11).

22 Vgl. Heinz Günter Holtappels/Klaus-Jürgen Tillmann, „Hausgemachte“ Gewalttrisiken – und was in der Schule dagegen getan werden kann. Empirische Forschungsergebnisse, präventiv gewendet, in: Pädagogik, 51 (1999) 1, S. 8 – 13.

Lehrer-Schüler-Verhältnis von Wertschätzung und Akzeptanz geprägt sein, da restriktives und autoritär-disziplinierendes Verhalten ein gewaltförderndes Sozialklima begünstigt.

In diesem Zusammenhang kann auch ein dritter Punkt genannt werden, der für die Verschärfung und Verhärtung von Täterbiografien in der Schule von erheblicher Bedeutung ist. Prozesse sozialer Etikettierung und Stigmatisierung tragen häufig zu einer Eskalation von deviantem Verhalten bei. Wenn also einzelne Schüler frühzeitig als „Störenfriede“ und „Übeltäter“ etikettiert werden, führt dies, ergänzt durch falsche Kontrollreaktionen, zu deutlich höheren Gewaltquoten als bei vergleichbaren Schülern. Die Unterbrechung solcher Negativkarrieren ist eine Aufgabe für Lehrer, die ein hohes Maß an Fallverstehen, Diagnose- und Interventionskompetenz voraussetzt. Fort- und Weiterbildung in angemessenen Formen des Konfliktmanagements sind hierfür von zentraler Bedeutung.

Ein vierter Aspekt betrifft die Etablierung von Regeln und das Setzen von Grenzen. Schüler haben die klare Erwartung, dass Lehrer bei gewalthaltigen Situationen einschreiten. Dies ist, wie Untersuchungen belegen, durchaus nicht immer der Fall. Inkonsequentes und unklares Verhalten hat in solchen Momenten eine quasi legitimatorische Wirkung und erhöht das Risiko weiterer Gewalttaten erheblich. Es ist notwendig, dass innerhalb des Kollegiums eine klare Absprache darüber besteht, in welchen Situationen interveniert wird. Zugleich sollte die Vorgehensweise bei einem solchen Einschreiten möglichst so gestaltet sein, dass der Konflikt nicht nur unterdrückt, sondern produktiv bearbeitet werden kann.²³ Bewährt hat sich auch die Festlegung von verbindlichen Verhaltensformen und -regeln, die für alle gleichermaßen gelten. Wichtig ist dabei, dass dieser Verhaltenskodex in einem gemeinsamen Arbeitsprozess entwickelt wird, damit er der Schülerschaft nicht als fremdes, von außen gesetztes System von Verboten erscheint, sondern die eigenen Wünsche und Vorstellungen repräsentiert. Regelsetzungen sind damit eine Aufgabe aller am schulischen Lernprozess Beteiligten, sie können nur kommunikativ erfolgen.

Ein fünfter Bereich ist die Kooperation mit außerschulischen Partnern. Dies sind – wenn man sie nicht sogar als innerschulische Partner sehen will – in erster Linie die Eltern als Erziehungsberechtigte und Kompetenzträger, von denen die Schule auch fachlich profitieren könnte. Allerdings stam-

men heutzutage viele Schüler aus stark problembelasteten Familien, so dass die für die familiäre Erziehung Verantwortlichen ihre Aufgabe z. T. nicht qualifiziert wahrnehmen (können). In Fällen mit schwierigen familialen und sozialen Hintergründen ist auch die Schule als kompensatorische Instanz überfordert und auf eine Zusammenarbeit mit Trägern der Jugendhilfe u. Ä. angewiesen, um die Lage und Perspektive der Betroffenen nachhaltig zu verbessern. Schule und Jugendhilfe müssen angesichts deutlicher Marginalisierung und Exklusion bestimmter Gruppen innerhalb der Gesellschaft intensiver als bisher gemeinsame Arbeitsbündnisse entwickeln. Darüber hinaus wirkt sich eine breite Öffnung der Schule zu Vereinen, Unternehmen, sozialen Einrichtungen, dem Gemeinwesen allgemein sehr förderlich auf die Entwicklung einer guten und damit präventiven Schulkultur aus.

Welche Möglichkeiten der Umgestaltung der Schulkultur vorstellbar sind, wollen wir abschließend anhand von zwei Fallbeispielen illustrieren. Im ersten Fall beginnt ein solcher Prozess mit einer intensiven Auseinandersetzung vieler Beteiligter über die Situation an der eigenen Schule. Im zweiten Beispiel steht zunächst die Zusammenarbeit mehrerer Schulen im Mittelpunkt.

Fallbeispiel 1: Gewaltprävention im Rahmen von Schulentwicklungsprozessen

Im Anschluss an eine von der Forschungsgruppe Schulevaluation durchgeführte Fragebogenerhebung an einer sächsischen Mittelschule (umfasst Haupt- und Realschulbildungsgänge) wurde nach einer ersten Rückmeldung der Ergebnisse von der Schulleitung und Teilen des Kollegiums eine engere Zusammenarbeit über einen längeren Zeitraum angeregt. Die Daten zeigten eine überdurchschnittliche Belastung der Schule durch verschiedene Formen gewaltförmigen Verhaltens von Schülern. Es erfolgte eine ausführliche Auswertung der Fragebögen nach dem Modell des Schulqualitätsindex,²⁴ der die Bereiche Schulkultur, außerschulische Sozialisationskontexte, wie Familie und Peers, Persönlichkeitsmerkmale sowie Gewaltwahrnehmung, Verhaltensformen und Einstellungen von Schülern zur Gewalt umfasst. Die Ergebnisse wurden so präsentiert, dass der Vergleich mit den Mittelwerten aller Schulen in Sachsen bzw. aller Mittelschulen möglich war. Daraus konnte ein Profil der eigenen Schule erstellt wer-

23 Vgl. z. B. Jamie Walker, Gewaltfreier Umgang mit Konflikten in der Grundschule, Frankfurt/M. 1995; dies., Gewaltfreier Umgang mit Konflikten in der Sekundarstufe I, Frankfurt/M. 1995.

24 Vgl. Wolfgang Melzer/Dorit Stenke, Schulentwicklung und Schulforschung in den ostdeutschen Bundesländern, in: Hans-Günter Rolff/Karl-Oswald Bauer/Klaus Klemm/Hermann Pfeiffer (Hrsg.), Jahrbuch der Schulentwicklung, Band 9, Weinheim – München 1996.

den, aus dem deutlich wurde, in welchen Bereichen besondere Stärken und wo auffällige Schwächen bestanden. Diese Form der Rückmeldung der quantitativen Daten wurde durch den Einsatz soziometrischer Tests mit Schülern und Schülerbeurteilungen durch Lehrer ergänzt. Zusätzlich wurden Gruppen- und Einzelinterviews durchgeführt.

Im Rahmen eines pädagogischen Tages wurden die Ergebnisse dem Kollegium präsentiert und erste Ansatzpunkte für die weitere Arbeit an der Thematik diskutiert: die Verbesserung des Schulklimas, die Veränderung der Freizeitgestaltung und die Intensivierung der Elternarbeit. Als erstes Projekt wurde eine Informationsveranstaltung zum Konzept des Sozialtrainings in der Schule²⁵ realisiert und eine Durchführung des Programms in zunächst einer Klasse vereinbart. Unter Einbeziehung der „Sächsischen Akademie für Lehrerfortbildung“ fand eine „Zukunftswerkstatt“ mit Lehrern, Schülern und Eltern statt, auf der über gemeinsame Zielsetzungen, Kritikpunkte und Projektideen diskutiert werden konnte. In anschließenden Veranstaltungen wurden konkrete Maßnahmen vereinbart, Verantwortlichkeiten und Termine festgelegt. Mit der Beteiligung externer Moderatoren und der Verpflichtung zu regelmäßigen Rückmeldungen und Austausch der verschiedenen schulischen Aktivitäten sind hier wichtige Aspekte einer einzelschulbezogenen Schulentwicklung²⁶ realisiert worden.²⁷

Fallbeispiel 2: Mediationsprojekt Kamenz

In der sächsischen Kleinstadt Kamenz läuft derzeit ein Projekt, an dem alle allgemein bildenden Schulen der Stadt (außer den Grundschulen) beteiligt sind. In den drei Mittelschulen, zwei Gymnasien, der Förderschule und dem Berufsschulzentrum soll Mediation als Element des Schulalltags entwickelt werden. Im Zentrum steht dabei die Ausbildung von Schülerstreitschlichtern an den jeweiligen Schulen, die dort bei Konfliktsituationen vermitteln sollen. In den vergangenen Jahren ist

diese Form der Konfliktbearbeitung, in der unbeteiligte Schüler als unterstützende Dritte schlichtend tätig werden, bereits in vielen Schulen aller Bundesländer erprobt worden. Das Verfahren fördert die Kommunikation zwischen den Konfliktparteien und strebt eine konsensuale Lösung des Problems an. Es kann dabei sowohl der konstruktiven Konfliktbearbeitung im Einzelfall dienen als auch ein Element einer neuartigen Konfliktkultur im pädagogischen Konzept der Schule darstellen.²⁸ Das Neue an dem Kamenzer Projekt besteht in der flächendeckenden Umsetzung dieses Ansatzes an allen Schulen der Stadt.

Zunächst wurden aus jeder Schule mindestens zwei Lehrkräfte durch erfahrene Trainer intensiv weitergebildet. Anschließend begannen diese Lehrer mit der Ausbildung von Schülergruppen an ihren Schulen. Die Schülerstreitschlichter werden im Laufe des Jahres ihre Arbeit aufnehmen und in Konfliktfällen an ihren Schulen zur Verfügung stehen. Das ganze Projekt wird durch einen freien Träger begleitet, der unterstützende Funktionen wahrnimmt. Die Evaluation liegt in den Händen unserer Forschungsgruppe.

Neben der gemeinsamen Weiterbildung der Lehrkräfte konnte auch ein regelmäßiges Supervisionsangebot für diesen Kreis etabliert werden, bei dem Erfahrungsaustausch und weitere Professionalisierung im Mittelpunkt stehen. Zusätzlich sind regelmäßige Fortbildungsveranstaltungen geplant.

Diese Form eines schulischen Netzwerkes bietet eine Reihe von innovativen Ansätzen. Der Ideen- und Erfahrungsaustausch wird schul- und schulformübergreifend organisiert, woraus für alle Beteiligten neue Perspektiven entstehen und die vorhandenen Ressourcen optimal genutzt werden können. Die öffentliche Akzeptanz und Wertschätzung kann gesteigert werden, und die Durchsetzungsfähigkeit solcher Ansätze in der einzelnen Schule wird erhöht.

25 Vgl. Franz Petermann/Gert Jugert/Anke Rehder/Uwe Tänzer/Dorothe Verbeek, Sozialtraining in der Schule. Materialien für die psychosoziale Praxis, Weinheim 1997.

26 Vgl. u. a. Herbert Altrichter/Wilfried Schley/Michael Schratz (Hrsg.), Handbuch zur Schulentwicklung, Innsbruck 1998; Mechthild Beucke-Galm/Gerhard Fatzer/Rosemarie Rutrecht (Hrsg.), Schulentwicklung als Organisationsentwicklung, Köln 1999; Per Dalin, Theorie und Praxis der Schulentwicklung, Neuwied 1999; Gerhard Eickenbusch, Praxishandbuch Schulentwicklung, Berlin 1998; Hans-Günther Rolff/Claus G. Bühren/Detlev Lindau-Bank/Sabine Müller, Manual Schulentwicklung. Handlungskonzept zur pädagogischen Schulentwicklungsberatung (Schub), Weinheim – Basel 1998.

27 Ausführlich in: Forschungsgruppe Schulevaluation (Anm. 11), Kapitel 8.

28 Es existieren dazu eine ganze Reihe von Anleitungen und Projektbeschreibungen sowie erste Erfahrungsberichte. Vgl. u. a. Christiane Simsa/Wilfried Schubarth (Hrsg.), Konfliktmanagement an Schulen. Möglichkeiten und Grenzen der Schulmediation, Frankfurt/M. 2001; Kurt Faller/Wilfried Kerntke/Maria Wackmann, Konflikte selber lösen. Trainingshandbuch für Mediation und Konfliktmanagement in Schule und Jugendarbeit, Mülheim a. d. Ruhr 1996; Nina L. Dulabaum, Mediation: Das ABC. Die Kunst, in Konflikten erfolgreich zu vermitteln, Weinheim 1998; Karin Jefferys/Ute Noack, Streiten – Vermitteln – Lösen. Das Schüler-Streit-Schlichter-Programm, Lichtenau 1995; Frank Winter/Svenja Taubner/Christoph Krause, Jugendliche schlichten. Initiierung eines Konfliktschlichtungsangebots durch jugendliche Schülerinnen und Schüler an ihrer Schule. Konzeption und Erfahrungen, Mönchengladbach 1997.

VI. Fazit

Der multiplen Ursachenstruktur und der Komplexität der Erscheinungsformen von Gewalt in der Schule entspricht der Netzwerkgedanke der Prävention. Es gibt eine kaum mehr überschaubare Anzahl von Ratgebern, Vorschlägen und Modellen der Gewaltprävention. Die wenigsten dieser Ansätze sind jedoch empirisch evaluiert, d. h., ihre pädagogischen Effekte werden in der Regel nur vermutet und sind wissenschaftlich nicht belegt. Bei der Auswahl eines Verfahrens kommt es darauf an, das für eine bestimmte Situation an einer einzelnen Schule bzw. in einer einzelnen Klasse bestmögliche, vielleicht schon zur Verfügung stehende Angebot zu nutzen, zu adaptieren und weiterzuentwickeln oder ein eigenes Konzept mit spezifischem Zuschnitt zu realisieren. Dabei ist es in

jedem Fall erforderlich, mit anderen kompetenten Personen und Institutionen zusammenzuarbeiten. Zu einer erfolgreichen Gewaltprävention gehört auch eine permanente Reflexion der verabredeten Schritte und Maßnahmen sowie die Aufarbeitung der Erfahrungen partiellen Gelingens und Misslingens.

Auch wenn außerschulische Einflüsse einen bedeutsamen Anteil an der Entstehung von Schülergewalt haben, ist die Schule diesen keineswegs nur hilflos ausgeliefert. Mit den Daten unserer empirischen Untersuchungen lässt sich belegen, dass schulische Gewaltprävention durch eine Verbesserung der Unterrichts- und Schulqualität erreicht werden kann. Gewaltprävention, Schulqualität und Schulentwicklung bilden einen engen Zusammenhang und den Schlüssel für zukünftige Handlungsmöglichkeiten in der schulischen Präventionsarbeit.

Oskar Negt *Essay*

Gewalt und Gesellschaft

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/2002, S. 3–5

■ Seit dem 11. September 2001 sind wir genötigt, über Krieg und Gewalt auf unserem Globus neu nachzudenken. Es zeigen sich Tendenzen der Privatisierung des Krieges im gleichen Maße, wie sich im Zuge der Globalisierung der kapitalistischen Produktions- und Marktformen das legitime Gewaltmonopol souveräner Staaten zersetzt. So sind die Gewaltpotenziale dort zu untersuchen und zu bekämpfen, wo sie in alltäglichen Lebenszusammenhängen sich bilden. Herstellung von Bindungsfähigkeit und Überwindung sozialer Kälte sind wesentliche Elemente der Gewaltprävention.

Christoph Liell

Gewalt in modernen Gesellschaften – zwischen Ausblendung und Dramatisierung

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/2002, S. 6–13

■ Öffentliche Diskussionen über Gewalt, aber auch sozialwissenschaftliche Analysen sind durch eine spezifische Spannung zwischen Ausblendung und Dramatisierung von Gewalt geprägt. Um die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten der Gewaltanalyse ergründen zu können, wird zunächst das Problem der Definition von Gewalt erörtert. Anschließend werden verschiedene Thematisierungen des Verhältnisses von Gewalt und Moderne und die jeweiligen Konsequenzen für die Analyse von Gewalt vorgestellt. Hieraus können dann alternative Perspektiven gewonnen werden, die zu einer gegenstandsnäheren Erforschung von Gewalt beitragen.

Joachim Kersten

Jugendgewalt und Gesellschaft

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/2002, S. 14–20

■ Wird Jugendgewalt „immer schlimmer“? Bei der Würdigung dieser Frage wird eine zeitgeschichtliche und eine kulturvergleichende Betrachtungsweise gewählt. Letztere versucht insbesondere die geschlechtsspezifischen Merkmale von Jugendgewalt aufzugreifen. Ist Jugendgewalt „Jungengewalt“? Schließlich wird über den Umgang der Gesellschaft mit dem Problem Jugendgewalt reflektiert.

Götz Eisenberg

Die Innenseite der Globalisierung

Über die Ursachen von Wut und Hass

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/2002, S. 21–28

■ Wir möchten uns im Spiegel von Amoklauf und Terror nicht selbst erkennen und neigen dazu, die Täter zur Inkarnation „des Bösen“ zu erklären. Dabei ist der Terror der Nicht-Unterscheidung, der uns an Amokläufern und Terroristen erschreckt, durchaus von dieser Welt. Der gewaltsame und menschenfeindliche Charakter von auf Kälte, Konkurrenz und Gleichgültigkeit basierenden Gesellschaften und ihre Tendenz zur globalen Selbstzerstörung werden vom Amokläufer gleichsam aus der Abstraktion gerissen. Je unmittelbarer die Täter das Ensemble ihrer und unserer gesellschaftlichen Verhältnisse sind, desto lauter ist unser Aufschrei.

Michael Kunzlik/Astrid Zipfel

Gewalttätig durch Medien?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/2002, S. 29–37

■ Die öffentliche Debatte über die Auswirkungen von Mediengewalt ist oft von der unzutreffenden Annahme einfacher und allgemeingültiger Kausalzusammenhänge geprägt. Im vorliegenden Beitrag wird daher ein Überblick über Wirkungsannahmen sowie aktuelle Ansätze und Ergebnisse der Medien- und Gewalt-Forschung geliefert. Deren Befunden zufolge tragen die Medien nur als ein Faktor unter vielen zur Herausbildung gewalttätiger Verhaltensweisen bei. Ihr Einfluss ist insgesamt eher gering zu veranschlagen. Bei Angehörigen bestimmter Gruppen, insbesondere von Problemgruppen, sind jedoch durchaus negative Wirkungen zu befürchten.

Wolfgang Melzer/Frank Ehninger

Veränderung der Schulkultur als Ansatz schulischer Gewaltprävention

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/2002, S. 38–46

■ Der Beitrag enthält neben einer Kurzdarstellung des Untersuchungsstandes zur Gewalt in der Schule eine Bilanzierung eigener Studien, die seit 1993 in Ost- und Westdeutschland durchgeführt worden sind. Danach zeigten sich eine Dominanz psychischer und verbaler Gewalt, eine bestimmte Täter-Opfer-Konstellation und auch ein klares Bild der verursachenden Faktoren. Neben Einflüssen der Familie, der Medien und der Gleichaltrigengruppen konnte die Schulkultur als ein weiterer relevanter Faktor identifiziert werden. Diese bietet sich damit auch als Ansatzpunkt für Gewaltprävention an. ■

Oskar Negt

geb. 1934; Professor der Sozialwissenschaften in Hannover; 1972 Gründung der Glocksee-Schule.

Anschrift: Podbielskistr. 31, 30163 Hannover.

Veröffentlichungen u. a.: Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche, Göttingen 2002³; Arbeit und menschliche Würde, Göttingen 2002³.

Christoph Liell

Diplomsoziologe, geb. 1972; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt.

Anschrift: Universität Erfurt, Max-Weber-Kolleg, Am Hügel 1, 99084, Erfurt. E-Mail: liell@efferveszenz.de

Veröffentlichungen u. a.: Der Doppelcharakter von Gewalt, in: Sighard Neckel und Michael Schwab-Trapp (Hrsg.), Ordnungen der Gewalt, Opladen 1999; Gewalt in der „Gang“, in: Frank Gesemann (Hrsg.), Migration und Integration in Berlin, Opladen 2001.

Joachim Kersten

Dr. rer. soc. habil, geb. 1948; Professor für Soziologie, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Hochschule für Polizei Baden-Württemberg; Gastprofessuren in Melbourne (1986–1991), Tokyo (1991/92) und in Chicago (1999–2001).

Anschrift: FHPol, 78054 Villingen-Schwenningen. E-Mail: JoachimKersten@fhpol-vs.de

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Hans Volkmar Findeisen) Der Kick und die Ehre. Vom Sinn jugendlicher Gewalt, München 1999; Rechte Gewalt in Deutschland. „Dieser Waggon ist nur für Weiße“, in: Psychologie Heute, (Oktober 2000).

Götz Eisenberg

Dr. rer. soc., geb. 1951; Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug.

Anschrift: Goethestr. 23, 35390 Gießen.

Veröffentlichungen u. a.: Jugend und Gewalt. Der neue Generationenkonflikt, Reinbek 1993; Amok – Kinder der Kälte. Über die Wurzeln von Wut und Hass, Reinbek 2000; Gewalt, die aus der Kälte kommt. Amok, Pogrom, Populismus, Gießen 2002.

Michael Kunczik

Dr. rer. pol., geb. 1945; Professor an der Universität Mainz, Institut für Publizistik.

Anschrift: Institut für Publizistik, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Colonel-Kleinmann-Weg 2, 55099 Mainz. E-Mail: michael.kunczik@uni.mainz.de

Veröffentlichungen u. a.: Gewalt und Medien, Köln 1998⁴; (zus. mit Astrid Zipfel) Publizistik. Ein Studienhandbuch, Köln 2001; Public Relations. Konzepte und Theorien, Köln 2002⁴.

Astrid Zipfel

M.A., geb. 1971; wiss. Mitarbeiterin an der Universität Mainz, Institut für Publizistik.

Anschrift: wie Michael Kunczik. E-Mail: astrid.zipfel@uni-mainz.de

Veröffentlichungen u. a.: Public Relations in der Elektroindustrie. Die Firmen Siemens und AEG 1847 bis 1939, Köln 1997; (zus. mit Michael Kunczik) Publizistik. Ein Studienhandbuch, Köln 2001.

Wolfgang Melzer

Dr. phil., geb. 1948; Professor für Schulpädagogik und Sozialisationsforschung, Direktor des Instituts für Schulpädagogik an der Universität Dresden.

Anschrift: Technische Universität Dresden, Mommsenstr. 13, 01062 Dresden.

E-Mail: Wolfgang.Melzer@mailbox.tu-dresden.de

Veröffentlichungen auf Gebieten der Schulforschung, Sozialisationsforschung und Jugendforschung (Publikationsliste unter www.tu-dresden.de/erzwisg/spsf).

Frank Ehninger

Dipl.-Psych., geb. 1967; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Schulpädagogik der Technischen Universität Dresden.

Anschrift: wie W. Melzer.

E-Mail: Frank.Ehninger@mailbox.tu-dresden.de

Veröffentlichungen zur Kooperation von Schule und Jugendhilfe, Gewaltprävention und Schulentwicklung, Streitschlichtung (Publikationsliste s. Webseite W. Melzer).

Nächste Ausgabe

Jutta Limbach

Kultur- und Bildungspolitik im Zeichen Europas

Walter Gagel

Der lange Weg zur demokratischen Schulkultur
Politische Bildung in den fünfziger und sechziger Jahren

Berndhard Sutor

Politische Bildung im Streit um die intellektuelle
Gründung der Bundesrepublik Deutschland
Die Kontroversen der siebziger und achtziger Jahre

Hans-Jürgen Misselwitz

Aufbau Ost, zweite Hälfte
Eine neue Agenda für die politische Bildung

Wolfgang Sander

Politische Bildung nach der Jahrtausendwende
Perspektiven und Modernisierungsaufgaben

Karsten Rudolf

Politische Bildung: (k)ein Thema für die Bevölkerung?
Was wollen die Bürger?
Ergebnisse und Schlussfolgerungen einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung